

HUCH

#86

**DAS MÄRCHEN
DER UNIVERSITAS**

**»WIR HABEN ÜBER
UNSERE VERHÄLTNISSE
GELEBT«**

RADIKALE REALPOLITIK

**UNTER_BAU
ODER
DER OPTIMISMUS**

**PERMANENTE
DISKUSSION**

**ZU ANDREJ HOLM
UND DONALD TRUMP**

**IM MODUS
DER MODULATION**

**DEPRESSION
UND STUDENTISCHES
KLASSENBEWUSSTSEIN**

**FALSCHES BEWUSSTSEIN
UND
WIDERSTAND HEUTE**

**NEU ABGEDRUCKT:
COMMUNIQUE EINER
ABWESENDEN ZUKUNFT**

HAPPY FAMILY

**ZERBRECHENDE
LANDSCHAFTEN**

**»THESE VIOLENT
DELIGHTS HAVE VIOLENT
ENDS«**

LIEBE STUDIERENDE,

Referat für Publikationen

der Relaunch der HUCh (Humboldt Universität collected highlights) ist abgeschlossen. In den Händen haltet ihr die 86. Ausgabe der Zeitung der studentischen Selbstverwaltung.

Die neue Ausgabe widmet sich den Bedingungen an der Universität. »Bedingungen« ist hier in mehrfacher Bedeutung gemeint: Unter welchen ökonomischen und politischen Bedingung finden Lehre und Forschung an der Universität nach Bologna statt? Wie wirkt sich die zunehmende Prekarisierung und Ökonomisierung der Universität auf die studentischen Subjekte aus? Sind diese längst zu Objekten, »Anhängseln der Maschine« in der »Wissensfabrik« geworden? Welche neuen und alten Formen des politischen Engagements gibt es im Universitätsbetrieb — oder einfach gefragt: Wie machen wir kaputt was uns kaputt macht? Die HUCh versammelt dabei hochschulpolitische, wissenschaftlich-kritische und feuilletonistische Texte.

Zerrütung und Erkenntnis beim Lesen wünscht:

Euer *Referat für Publikationen*

INHALT

1	Das Märchen der <i>universitas</i>	Anstalt
3	»Wir haben über unsere Verhältnisse gelebt.« Kommentar Strukturplan 2017	
5	Radikale Realpolitik	
7	Unter_bau oder der Optimismus	
9	Permanente Diskussion #iswbleibt in Erinnerung	
11	Zu Andrej Holm und Donald Trump	
13	Im Modus der Modulation: Fabriken des Wissens	Aufsatz
17	Depression und studentisches Klassenbewusstsein	
21	Falsches Bewusstsein und Widerstand heute	
23	Neu Abgedruckt: Communiqué einer abwesenden Zukunft	
27	Happy Family	Ästhetik
28	Zerbrechende Landschaften	
31	»These violent delights have violent ends.«	
33		ПРАВДА И ИЗВЕСТИЯ

DAS MÄRCHEN VON DER »UNIVERSITAS«

Apollonia zu Hohensteinach

Die Universität ist ein Traum. Ein Traum von einem Ort, dem man sich unwissend anvertraut, um ihn wissend wieder zu verlassen. Welche Art von Wissen worüber dort vermittelt wird, wofür und warum, hat sich mit der Zeit ebenso verändert wie ihr Klientel; jene selbst hat sich am allermeisten verändert. Die Universität als höchste Bildungsinstitution unserer Gesellschaften war traditionell ein Ort der Restriktion und ist es heute, da fallen Illusionen schwer. Aber man munkelt, es habe irgendwann in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts merkwürdige Leute gegeben, die die ganze Zeit an nichts anderes dachten als an die Möglichkeit einer freien, emanzipierten Gesellschaft. Diese Leute hatten angeblich ein Faible für Illusionen, und irgendwie stellten sie sich die Universität als das Gewächshaus einer besseren Welt vor. Die Gesellschaft dieser Zeit war durchaus restriktiv; die Universität allerdings hatte darin eine besondere Position: In einem wirtschaftlich aufstrebenden Staat sollte sie die Verwaltungs- und Bildungselite produzieren, also wurde sie reichlich finanziert, und der Zugang zu ihren heiligen Hallen wurde erleichtert. Plötzlich war sie ein Ort, an dem Menschen aus allen möglichen sozialen Lagen zusammenfanden. Einige von ihnen sahen die Möglichkeit, die in ihren Strukturen und Lehrinhalten nach wie vor reaktionäre Institution zu einem Ort der sozialen Assoziation, der Reflektion, des Diskurses, der Kritik zu machen. Von diesem Ort sollte gesellschaftliche Bildung ausgehen. Also protestierten und demonstrierten sie, belagerten sie die Hörsäle und Straßen und veränderten: Universität und Gesellschaft.

Viele dieser Leute mit den Illusionen sind heute die Eltern oder Großeltern von Menschen, die die Universität besuchen, und diese Kinder und Enkel hören wundersame Geschichten von Zeiten, in denen es nicht so wichtig war, wie viel Zeit man für ein Studium brauchte, sondern was man mit dieser Zeit anfang; in denen man von BAföG oder einer Hilfskraftstelle an der Uni problemlos seinen Lebensunterhalt bestreiten konnte; in denen es Seminare bei Professoren gab, die eine bestimmte Forschungsrichtung vertraten und darüber sogar Bücher veröffentlichten; in denen man in den meisten Fächern nach einem obligatorischen Propädeutikum frei wählen konnte, welche Lehrveranstaltungen man belegte, statt sein ganzes Studium mit obligatorischen Modulen zu bestreiten.

Den jungen Studierenden sind diese Erzählungen unverständlich. Lektüreseminar? Was bedeutet das? Keine Modulabschlussprüfungen? Aber woher wusste man dann, ob ihr gelernt hattet, was ihr solltet? Dozentinnen mussten nicht nach Modulplan lehren? Die Armen, wie orientierungslos müssen sie gewesen sein! Und Seminare ohne Vorgabe wählen? Ihr Armen, wie orientierungslos müsst ihr erst gewesen sein! Den ganzen Lebensunterhalt bestreiten von einer Stelle als studentische Hilfskraft? Das habt ihr wohl geträumt. Das haben sie. Dann haben sie Realität daraus gemacht. Und irgendwann haben sie die Universität ver- und ihren Nachfolgern überlassen, die sich über das anregende



akademische Umfeld so freuten, dass sie auch gerne mal ein paar Jahre zum Studieren brauchten. Nur irgendwann wurde es dem Staat und der Wirtschaft zu blöd, auf einen Gutteil ihrer prospektiven Fach- und Führungskräfte immer so lange warten zu müssen. Eine Reform tat Not, wurde gezeugt und geboren, und man nannte sie, nach der schönen Stadt der ersten europäischen Universität, Bologna.

Über die unerfreulichen Eigenschaften dieses Natterngezüchts brauchen wir hier keine Worte zu verlieren, sie sind zur Genüge bekannt – und der Grund für die Ungläubigkeit der heutigen Studierenden angesichts der Schilderung der Zustände davor. Die Folgen sind aber einen Blick wert:

Das, was eigentlich allen möglich gemacht werden sollte, nämlich Reflektion, Bildung im umfassenden Sinn, ist plötzlich wieder nur denen vorbehalten, die es sich leisten können. Wer den Bachelor in Regelstudienzeit nicht schafft, verliert den BAföG-Anspruch, außer, er kann sich mit Tricks wie Gremienarbeit zusätzliche Semester erkaufen. Ihn aber in Regelstudienzeit zu schaffen, bedeutet, gerade in arbeitsreichen Fächern wie Psychologie, dass für Horizonsweiterndes wie den Besuch anderer Fächer, Lesekreise etc. kaum Zeit bleibt. Gar keine, wenn man, was in den meisten Städten der Fall sein dürfte, mit dem BAföG-Höchstsatz nicht auskommt und zusätzlich arbeiten muss. Dann lernt und liest man halt drei Jahre lang nur das, was im Modulplan steht, und ist hinterher ein sogenannter »Fachidiot«. Oft aber noch nicht mal das, weil, das im Bachelor vermittelte Fachwissen oft eben nicht gerade tief ist (gerne wird ja schon in der Einführung zum Studium gesagt, es solle hier nur »ein Überblick vermittelt werden«) und die vielgepriesenen Kompetenzen eben nicht so hilfreich, außer vielleicht für die Behörde, die sich über alles Quantifizierbare freut.

Nun sagt man sich, es gebe hinter den sieben Bergen, bei den sieben Zwergen ein wunderbares Land, in dem all diese hässlichen Bedingungen nicht dräuen. Wo Professoren sich neben der Lehre noch mit Forschung beschäftigen können statt mit Drittmittelanträgen und auch noch halbwegs anständig dafür bezahlt werden. Wo die Dozenten deshalb auch noch mit Vergnügen ihr Wissen an die Studierenden vermitteln. Wo man seine Seminararbeit abgibt, wenn man Zeit hat, und nicht, wenn das Semester zu Ende geht, und dergleichen mehr. Dieses zauberhafte Land, oder besser diese Länder, denn es gibt ihrer viele, heißen Privatuniversitäten; das Fiese ist nur, dass die sieben Berge alle Tausender sind. Mindestens.

Plötzlich herrscht also eine Situation wie vor den 1960er Jahren, dass nämlich die mit wohlhabenden Eltern Gesegneten sich den Luxus der umfassenden Bildung erlauben können; sei es nun, indem sie eine Privatuniversität besuchen, an der sie Qualität und Freiheit der Lehre und minimale Betreuungsschlüssel erwarten, oder an der staatlichen Uni sich mit dem qualitativ schlechteren Studium wenigstens Zeit lassen, verschiedene Fächer ausprobieren und eventuell gleich mehrere Abschlüsse bekommen können. Die vom Zufall weniger Bedachten machen eben nach wie vor eine drei- oder fünfjährige Ausbildung. Die sieht heute nur besser aus als früher, weil das Siegel der Universität draufklebt.

WENN ALSO DIE BEDEUTUNG VON UNIVERSITÄT IM MOMENT SO UMFASSEND UNERFREULICH IST, WAS SOLLEN WIR DANN NOCH MIT IHR ANFANGEN?

So wie das Land hinter den Bergen kein eigentliches Land ist, ist auch die Privatuniversität im Vergleich zu einer staatlichen keine eigentliche Universität. Während eine staatliche Universität ausmacht, dass hier jeder mit einem Abschluss hingehen kann, dafür aber keine Freiheit der Lehre besteht, keine Zeit zum Lernen im emphatischen Sinn, keine Möglichkeit zum Austausch mit Lehrerenden und anderen Studierenden, so zeichnet sich die Privatuniversität dadurch aus, dass Freiheit der Lehre, Zeit zum Lernen, Möglichkeit zum Austausch da sind, dass aber nur hingehen kann, wer das nötige Geld auftreibt. Freiheit des Denkens ist also inzwischen nicht nur käuflich; es scheint, sie muss erkaufte werden. Das ist den kapitalistischen Verhältnissen in seiner ganzen Schändlichkeit zwar angemessen, aber noch lange nicht hinnehmbar.

Der Begriff »universitas« für eine Bildungsinstitution bezeichnete zunächst nicht nur die Gesamtheit der Wissenschaften, sondern die Gemeinschaft der Lehrenden und Studierenden. Die »universitas« und die falsche Realität gleichermaßen beim Wort nehmend, haben die Träumer vor einigen Jahrzehnten mit ihren Forderungen nach freier Lehre und Forschung, freiem Zugang, freier Assoziation, Zeit, Austausch eine Nicht-Universität entworfen. Wir sollten ihnen folgen. Wir sollten die Nicht-Universität abtragen und mit den Trümmern unsere hohlen Lehrgebäude füllen, bis sie den Namen »universitas« wieder verdienen.

»WIR HABEN ÜBER UNSERE VERHÄLTNISSE GELEBT«

Referat
für Finanzen
der HU-Berlin

KOMMENTAR ZUM STRUKTURPLAN 2017

Bis Juni 2017 soll die Humboldt-Universität dem Berliner Senat ihre Strukturplanung für die nächsten Jahre vorstellen. Damit verknüpft das Präsidium auch das Ziel, bis zu 10 Mio.€ im Jahr zu kürzen – das entspricht ungefähr einer Kürzung von 8% im Jahr pro Fakultät. Diese Vorgabe wurde auch vom Präsidium an alle Fakultäten geleitet, die wiederum Gegenangebote machten, die jetzt die Grundlage von Gesprächen sein sollen, sowohl in den Gremien der akademischen Selbstverwaltung, als auch zwischen Präsidium und Dekanate.

Für diejenige Leser_innen, die keine Hochschulpolitik machen, eine kurze Erklärung dazu, was ein Strukturplan ist. Im Gegensatz zu einem Stellenplan bildet ein Strukturplan nicht die vorhandenen (und besetzten) Stellen der Universität ab, sondern diejenigen, die dauerhaft zur HU gehören, diejenigen, die wegfallen können und beinhaltet bestenfalls eine Zukunftsplanung, was Entwicklung und Schwerpunktsetzung der Fächer angeht. Enthalten sind angestrebte (oder wegfallende) Professuren samt Ausstattung, sprich wissenschaftliche Mitarbeiter_innen, Räume oder Geräte.

Zurück zur aktuellen Lage. An der HU wurde seit 2004 (damals mit heftigen Kürzungen und Diskussionen verbunden) kein richtiger Strukturplan mehr gemacht. Vor 2 Jahren hat damals Hendrik Olbertz, der ehem. Präsident der HU zwar angefangen einen Strukturplan zu erarbeiten, was dabei aber rauskam, war nichts anderes als eine Bestandsaufnahme. Jetzt hat sich Sabine Kunst, die neue Präsidentin, der Aufgabe angenommen. Die HU sieht sich, nach Rechnungen des Präsidiums, vor einem strukturellen Defizit, welches 10 Mio.€ im Jahr beträgt. Woher dieses Defizit kommt ist Gegenstand heftiger Diskussionen. Natürlich fehlen nicht die Stimmen, die behaupten, wir hätten »über unsere Verhältnisse gelebt.« Wir sind eher Verfechter der These, dass solche Defizite an der HU zu erwartende Konsequenzen des Erfolgs in der Exzellenzinitiative und dem damit verbundenen Ungleichgewicht zwischen Lehre, Forschung und Verwaltungsfinanzierung sind. Dieser Erfolg ergibt sich allein aus dem faktischen Zwang für Universitäten, sich am Exzellenzwettbewerb zu beteiligen, der wiederum (fast) ausschließlich Forschung finanziert und gleichzeitig erfordert, dass die so eingerichteten Professuren strukturbildend, sprich auch über die befristete Finanzierung hinaus, an der Universität erhalten bleiben. Diese Professuren machen natürlich keine grundständige Lehre, also muss diese wieder anders finanziert werden. Dafür gibt es wiederum Sonderprogramme. Und so weiter. Dieser Zustand ist auf Dauer nicht haltbar. Und wegen der spezifischen, schon von vornherein gegebenen, strukturellen Problemen an der HU, die nicht vor dem Erfolg im Wettbewerb, sondern jetzt 5 Jahre später angegangen werden, kann sich niemand wundern, dass die HU sich in dieser Situation befindet.



DIE HU HAT ALSO NICHT ÜBER IHRE VERHÄLTNISSE GELEBT, SONDERN SICH VERHÄLTNISSEN ANGEPASST, DIE NICHT NUR ZUR PREKARISIERUNG VON ARBEITSVERHÄLTNISSEN (BEFRISTETE VERTRÄGE, UM LEHRE ABDECKEN ZU KÖNNEN, LEHRKRÄFTE FÜR BESONDERE AUFGABEN, ETC.) FÜHREN, SONDERN ZU EINER PREKARISIERUNG DER HOCHSCHULFINANZIERUNG INSGESAMT.

Zu den bisherigen Ergebnissen der Gespräche gibt es ein Papier des Präsidiums, in dem es heißt: »Bisher wurden mit den Vorschlägen aus den Fakultäten etwa 60% der Vorgabe (durchschnittliche Einsparung von 8%) erreicht«¹. Diese sind aber von Fakultät zu Fakultät sehr unterschiedlich eingehalten worden. So will die Theologische Fakultät gar keine Kürzungen vornehmen. In der Kultur-, Sozial- und Bildungswissenschaftlichen Fakultät (KuSoBi) wiederum sind Kürzungen in Höhe von 56% der präsidialen Vorgaben erreicht, was nicht genug ist, weswegen das Präsidium auf die Streichung eines Fachgebiets bei den Asien-, Afrikawissenschaften drängt. Die Philosophische Fakultät II erreicht wiederum 87% der Maßgaben, vor allem durch Einsparungen in der Sprachlehre. Weitere Gesprächsrunden sind mit allen Fakultäten noch geplant.

Über die reinen (schon sehr signifikanten) Kürzungen hinaus, strebt das Präsidium die Umwandlung von mehreren Professuren in befristete Professuren oder Juniorprofessuren mit »Tenure Track« an. Welche Professuren in der Form besetzt werden sollen, soll dann der Markt bzw. eine Marktsondierung entscheiden: »Diese kann auch formalisiert, z.B. als »Call for Interest« oder als »Call for Nomination« öffentlich durchgeführt werden. Je nach Ergebnis wird dann entschieden, mit welcher Wertigkeit die Professur ausgeschrieben werden soll.«

Zurück im Gespräch sind auch die sogenannten »Lehrdozenturen«. Stellen für wissenschaftliche Mitarbeiter_innen, die sich fast ausschließlich der Lehre widmen sollen (sogenannte WiMi/L). Diese vieldiskutierten Stellen werden sowohl von Studierenden als auch von WiMis strikt abgelehnt. Die WiMis weisen daraufhin, dass sowohl Lehrkräfte für besondere Aufgaben als auch diese WiMi/L Stellen bei potentiellen Bewerber_innen auf Ablehnung stoßen. Diese sind ja ein klares Signal in Richtung Aufgabe des »Humboldt'schen Bildungsideals«, der Einheit von Lehre und Forschung, und bedeuten, wie große Teile dieses Strukturplans, eine weitere Entwicklung hin zu einer zweigliedrigen Universität, in der sich die Forschung der Exzellenzinitiative mit der Lehre und dem Alltagsbetrieb der Universität nur noch dann berühren, wenn es darum geht, Kämpfe um Ressourcen auszufechten.

Diese Kämpfe werden sich dann ebenso verschärfen, wie die Abhängigkeit von der Universitätsleitung, wenn der letzte zentrale Punkt auch verwirklicht wird: der Profilierungspool. »Profilierung« ist so ein Stichwort, eben wie »Synergien« oder »Strategieentwicklung«, bei dem man als Gremienmitglied weiß, dass es um Willkür gehen wird. Gewollt ist hier ein Fonds an Professuren, die nicht im Strukturplan als bestimmten Fakultäten und Instituten zugeordnet erscheinen sollen, sondern dem Präsidium zur Vergabe zur Verfügung stehen. Diese dienen der »Profilbildung oder Förderung von Einzelzielen«, welche so verschieden sein können wie die oben genannte Exlni oder eben auch Ziele wie Gleichstellung. Diese Professuren werden dann entweder »nach bestehenden Vergabemodi, wettbewerblich nach Themen« oder eben, wenn Strategieentwicklung und Profilbildung zusammenkommen, frei nach dem Willen des Präsidiums »im Rahmen einer strategischen Berufungsplanung wieder vergeben«.

Das Präsidium hat es bislang vermieden, eine öffentliche Diskussion zu diesem Strukturplan zu erlauben. Das ist auch kein Wunder, denn jenseits der Kürzungen, die genau die üblichen »Orchideenfächer« treffen sollen, ohne dass eine wirkliche Evaluation (der Studienqualität beispielsweise) dahinter stünde, strebt dieser Strukturplan eine weitere Bewegung hin zu willkürlichen Entscheidungen je nach Mode und Sympathien des Präsidiums an. Außerdem wird die übliche Anbiederung seitens Dekan_innen gegenüber der Universitätsleitung sicherlich noch größer werden, wenn die eigenen »Profilprofessuren« davon abhängen, was die Präsidentin und ihr Stab gut oder schlecht finden.

Die Strukturplanung in dieser Form gilt es zu verhindern. Die HU sollte sich zu dem Stellenwert der Lehre und zu den beruflichen Perspektiven, die sie dem wissenschaftlichen Nachwuchs bietet grundsätzlich Gedanken machen. Diese Reflektion sollte nicht durch wirtschaftlichen Druck erzwungen werden, sondern einer Beschäftigung mit der Zukunft von Bildung und Wissenschaft an der HU folgen. Wenn Prof. Kunst behauptet, von den Fakultäten sei keine Planung zu erwarten, ohne dass sie wirtschaftlich unter Druck gesetzt werden (das behauptete sie in der Kommission für Lehre und Studium), dann zeigt sich darin schon ihr Leitungsstil und mit welcher Einstellung sie in diesen Prozess einsteigt. Lieber, als für die Universität bei der Senatsverwaltung zu argumentieren, will sie in vorauseilendem Gehorsam gegen die Mitgliedergruppen arbeiten.

1 Sämtliche Zitate und Daten aus dem Papier »Stand der Strukturplanung und Auswertung der Fakultätsgespräche« mit Stand vom 3. März - weitere Papiere stehen den Gremienmitglieder kaum zur Verfügung

RADIKALE REALPOLITIK AN DER UNIVERSITÄT:

**Christiane
Kleinschmidt**

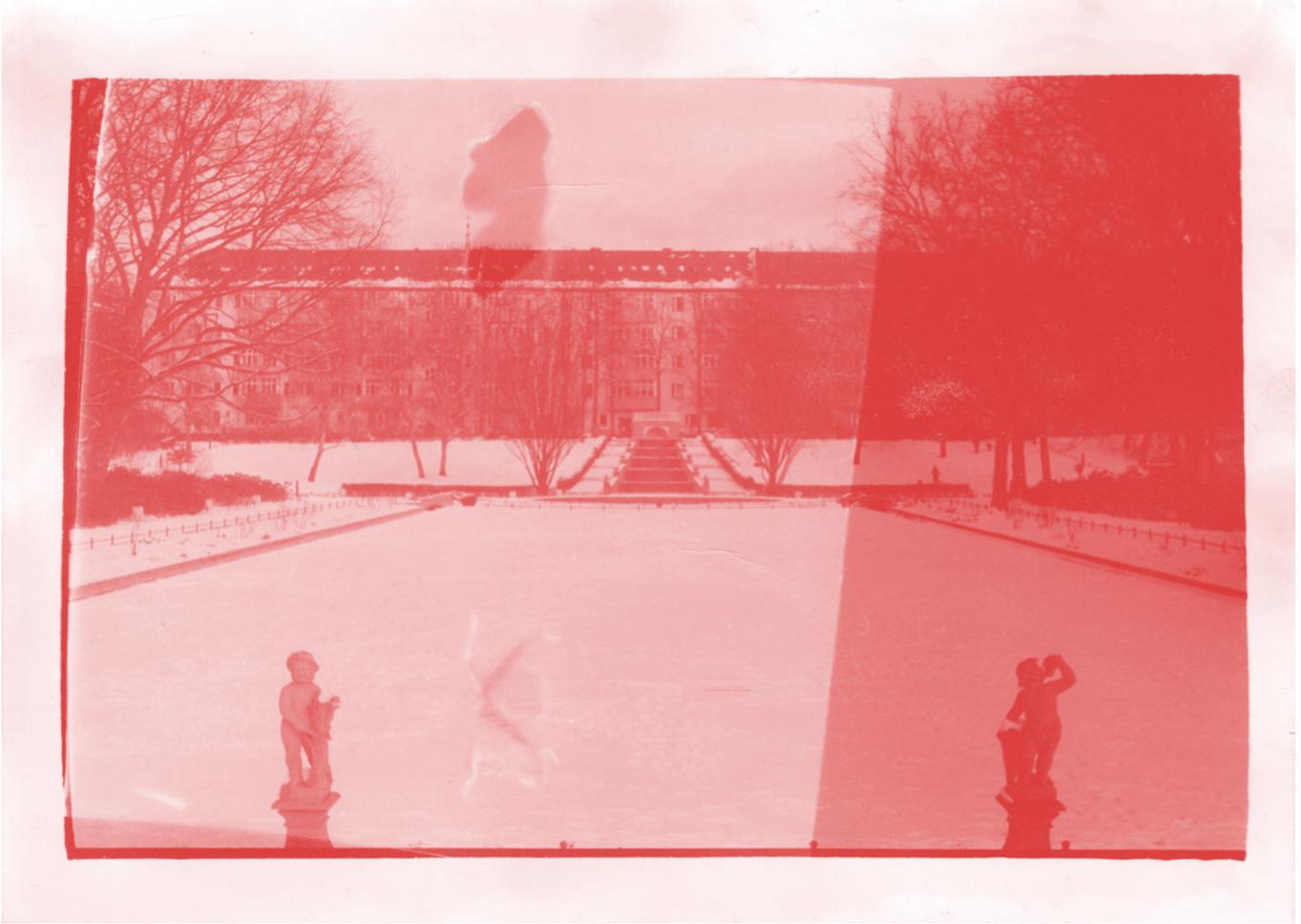
SCHLUSS MIT DEN AUSNAHMEN VOM MINDESTLOHN BEIM ZWANGSPRAKTIKUM!

5 Mit der Besetzung des Instituts für Sozialwissenschaften (ISW) ist es gelungen, die Kündigung (die wohl sowieso vor keinem Arbeitsgericht Bestand gehabt hätte) von Andrej Holm in eine Abmahnung umzuwandeln. Ein Erfolg, ohne Frage. Doch ruhen wir uns nicht darauf aus. Es gibt viele Dinge zu tun. Halten wir uns nicht damit auf, mit großen Aufwand Räume zu erhalten, die wir einmal erkämpft haben. Wir können sie wieder erkämpfen. Wirf weg, damit du gewinnst; dieser Schlüsselsatz der Dialektik ist wegweisend für eine weitere politische Auseinandersetzung. Seien wir nicht nostalgisch. Suchen wir den künftigen Konflikt – und bleiben nicht bei den alten. Zuversicht, Mut, List, Humor und Unentwegtheit – diese revolutionären Tugenden, von denen Walter Benjamin sprach, werden wir brauchen. Wir können scheitern, aber wir müssen nicht verzweifeln. Es ist möglich, an der Universität eine radikale Realpolitik zu machen. Was meint radikale Realpolitik? Es ist der Versuch, anhand konkreter Konflikte die Machtverhältnisse an der Universität und somit die gesellschaftlichen Machtverhältnisse hervortreten zu lassen und gleichzeitig die eigene Position zu verbessern. Die Universität ist der Ort, wo das Interesse des Kapitals nach qualifizierten Arbeitskräften auf die da zu qualifizierenden künftigen Arbeitskräfte trifft. Nun hat die Ware Arbeitskraft aber noch einen eigenen Kopf – und den zu nutzen ist unsere Möglichkeit, die Transformation der Arbeitskraft zu einem Problem zu machen. Zugleich geht es darum, dass die Studenten ihre eigenen Interessen vertreten – gegen die Professorenschaft, die Universitätsleitung, die Bildungspolitik. Ist der Konflikt einmal als offener in der Welt, wird man weitersehen können. Nur wollen wir uns nicht weiter einfach verwalten lassen.

An ein paar Beispielen kann man zeigen, welche Konflikte im Sinne einer radikalen Realpolitik jetzt anzugehen wären. Die meisten sind in dem offiziellen Forderungskatalog des ISW erwähnt. Doch wundert es, dass einer der zentralen Mechanismen der kapitalistischen Verwertung der Studenten völlig unerwähnt bleibt: Das Zwangspraktikum, auch Pflichtpraktikum genannt. Studenten werden gezwungen, mehrere Monate zu arbeiten – eine Entlohnung ist dafür nicht vorgesehen. Zwar gilt der Mindestlohn flächendeckend, doch wurde für die sogenannten Pflichtpraktika eine Ausnahme beschlossen. Warum sollte die Arbeit von Studenten nicht entlohnt werden? Müssen sie nicht Miete bezahlen, brauchen sie nicht etwas zu essen wie alle anderen auch? Alle Ausnahmen des Mindestlohns gehören abgeschafft – für Studenten wie für Geflüchtete. Hier werden tausende unbezahlte Arbeitskräfte dem Markt bereitgestellt – doch auf wessen Kosten? Lassen wir uns das nicht gefallen! Es ist unser Recht, wie alle arbeitenden Menschen (und ein Praktikum ist Arbeit – kein Freizeitprogramm!) zumindest nach dem geltenden, immer noch viel zu geringem Mindestlohn bezahlt

zu werden. Und erst, wenn diese Ausnahmen aus der Welt sind, können wir gemeinsam mit allen anderen, die unter dem niedrigen Mindestlohn leiden, für ein Anheben kämpfen – auf 30 Euro die Stunde (beispielsweise). Oder für die Abschaffung der Lohnarbeit und den Zusammenschluss freier Produzenten im Besitz der Produktionsmittel. Zunächst aber Schluss mit Demut und Dankbarkeit für die Ausbeutung! Wir machen das nicht zum Spaß, sondern weil wir gezwungen sind. Dann wollen wir aber auch behandelt werden wie alle anderen, die ebenfalls gezwungen werden. Das Problem ist, wenn wir nicht auf Gleichbehandlung bestehen, wir die Grundlage der Arbeiter und letztlich von uns selbst untergraben: durch Lohndrückerei. Es reicht aber nicht, sich nur individuell dem Praktikum zu entziehen, so richtig das im Einzelfall sein mag, wir müssen für unsere Anerkennung als arbeitende Menschen kämpfen.

Radikale Realpolitik wäre der Ansatz, die Kämpfe zu radikalisieren, die über den Rahmen der Universität hinausweisen. Gleichzeitig gilt es, die konkreten Machtverhältnisse (und damit unsere Kampfbedingungen) an der Universität zu verändern. Die Mittel und Methoden solcher Auseinandersetzungen sind zahlreich, ein paar wurden schon bei der Besetzung des ISW probiert. Probieren wir mehr. Und während man mit diesen kleineren Scharmützeln erstmal Unruhe in die falsche Ordnung der Universität bringt, haben wir Zeit uns kennenzulernen, bei den Besetzungen, bei den Streiks, den wilden Demonstrationen, beim Plakatieren und Flugblätterverteilen, beim Lesen und Diskutieren von Karl Marx und Rosa Luxemburg, von Mark Fisher und Mariarosa Dalla Costa, von Ronald M. Schernikau und Theodor W. Adorno, beim Sex auf dem Klo – und mit den einzelnen Kämpfen werden wir klüger und stärker, wir werden mit unseren Aufgaben wachsen. Lassen wir uns nicht dumm machen – weder von der Macht der anderen, noch der eigenen Ohnmacht. Bleiben wir unversöhnlich. Wir wissen, dass wir eine Welt zu gewinnen haben. Fangen wir einfach mal an.



UNTER_BAU ODER DER OPTIMISMUS

**Joshua
Schultheis**

Die Programmschrift der neuen basisdemokratischen Gewerkschaft der Frankfurter Goethe-Universität beginnt mit einer Feststellung: »Wir leben sicher nicht in der besten aller möglichen Welten.« Eine Feststellung, zu der, seit Voltaire sie seinen tragischen Anti-Helden Candide hat machen lassen, jede Generation von neuem gelangen muss. Sie stand auch am Beginn der großen Studierendenrevolte der 1960er Jahre. In der BRD die Verachtung für die NS-Vergangenheit der eigenen Eltern und der politischen und akademischen Elite, in den USA der Verlust des Glaubens in die eigene moralische Überlegenheit und die Empörung über die Verwicklung der Universitäten in imperialistische Kriege. Was einen heute so alles aus der Illusion reißt, man lebe in einer guten Welt, muss nicht extra erwähnt werden. Damals wie heute folgt daraus eine weitere Feststellung: Wir studieren, lehren und arbeiten nicht in den besten aller möglichen Hochschulen! Unter_bau hat sich vorgenommen, hieran etwas zu ändern.

7

Das, wogegen sich unter_bau auflehnt, scheint allmächtig, denn es geht nicht bloß gegen die »unternehmerische Universität«. Dieses mehr schlecht als recht durchgesetzte neue Modell der Hochschule, welches die Uni zu einem marktwirtschaftlichem Betrieb und die Studierenden zu dessen Kund_innen (und dessen Produkten) macht, ist nicht zu lösen aus seinem globalen und gesamtgesellschaftlichem Zusammenhang. Auch unter_bau hat dies erkannt und sieht seine gewerkschaftliche Arbeit nur dann als sinnvoll, wenn der Horizont einer anderen, besseren Gesellschaft nicht aufgegeben wird. Dass die Universität sich als Ausgangspunkt einer Transformation der ganzen Gesellschaft gut eignet, dafür spricht für unter_bau einiges. Wie geforscht, wie gelehrt und gelernt wird, hat eine große Auswirkung auf den Rest der Gesellschaft. Beinahe 50% aller Schulabgänger_innen studieren mittlerweile. Würden die Universitäten diese Chance nutzen und ihren Studierenden eine echte Bildung zukommen lassen, das heißt die Bildung zu kritischen, selbstbestimmten Subjekten, dann wäre viel getan.

Auf der Suche danach, wie eine solche Hochschule aussehen könnte, ist man ohne historisches Vorbild. Wie schon die Studierenden der 60er Jahre lehnt man einerseits die alte Ordinarienuniversität und deren falsches Verständnis von der Freiheit der Wissenschaft als unengagierte Weltferne, als auch deren drohende Transformation im wirtschaftsliberalem Sinne ab. Gegen diese zweite Tendenz erscheint heute die, auch durch Studierendenproteste erkämpfte, Gruppenuniversität (durch die der Anspruch auf echte Mitbestimmung der Studierenden ohnehin nie wirklich eingelöst wurde) als Pyrrhussieg. War die unternehmerische Universität in den 60ern mehr Drohung als Realität, ist sie heute allgegenwärtig und ein Diskurs über die Hochschule jenseits einer ökonomischen Effizienzlogik völlig verschwunden.

In dieser ganz und gar nicht revolutionären Zeit ist sich auch unter_bau den schlechten Aussichten seines Kampfes bewusst und setzt auf den Aufbau von Strukturen, die bleiben, statt auf blinden Aktionismus, auf einen langfristig angelegten Prozess der Transformation, statt auf die spontane Revolution und unterscheidet sich darin dann doch von so manchen Vorstellungen der 68er. Die Antwort die unter_bau auf die Malaise der Universität findet, ist die einer Gewerkschaft neuen Typs. Eine Gewerkschaft, die die Interessen aller (mit Ausnahme der Professor_innen) an der Hochschule Arbeitenden, einschließlich externen Beschäftigter (etwas Securities), vertritt und sich so gegen die Vereinzelung in viele unternehmerische Selbstes und die Entsolidarisierung der verschiedenen Gruppen an der Hochschule stellt. Eine Gewerkschaft, die basisdemokratisch organisiert ist und so ihrer Bürokratisierung entgegenwirken möchte und in der die Perspektiven und das Wissen aller durch sie Vertretenen mit einfließt. Eine Gewerkschaft, die flexible Strukturen hat und somit nicht von der Arbeit einzelner Weniger abhängt und die so auch langfristig die Bedingungen für ihr eigenes Bestehen reproduzieren kann.

Um eine solche Gewerkschaft ins Leben zu rufen, haben sich an einem Wochenende Mitte November diesen Jahres um die Einhundert Menschen im Studierendenhaus der Goethe-Universität zusammengefunden. Was zunächst wenig klingt, ist, angesichts der an Universitäten extrem niedrigen Zahl der in Gewerkschaften organisierten Arbeitnehmer_innen, gar kein schlechter Anfang. Dass dies dennoch in keinem Verhältnis zur langfristigen Vision von unter_bau steht, ist allen Beteiligten klar. Mit dem denkbar höchsten Anspruch endet die Programmschrift von unter_bau: „Als bewusst eingebundener Teil der Gesellschaft, soll die Hochschule des unter_bau Keimzelle rätedemokratischer Strukturen sein, die in der Schale der alten Verhältnisse heranreifen, um sich von diesem engen Gehäuse zu befreien und darüber hinauswachsen.“ Also ausgehend von der Universität eine Transformation der gesamten Gesellschaft.

Die Argumente dafür, dass genau das nicht klappen kann, kommen ebenfalls aus Frankfurt. Niemand geringeres als Teddy Adorno verkündete in einem Radiointerview von 1967, dass es nicht nur aussichtslos, sondern auch ein Fehler sei, zu versuchen die Gesellschaft von der Universität her zu verändern, da dies die »herrschende Rancune gegen die Sphäre des Intellektuellen verschärfen wird, und damit der Reaktion den Weg bahnen [...]« würde. Auch die geistigen Nachfolger_innen dieses, auf den Campi der Goethe-Universität allgegenwärtigen Denkers waren auf dem Gründungskongress anwesend. Auf der Podiumsdiskussion über Strategien gegen die neoliberale Hochschule wiesen die Vertreter_innen vom »Forum kritische Wissenschaften« erbarmungslos auf die Widersprüche des Unterfangens von unter_bau hin. Die Unterschiede im Habitus, der sozialen und ökonomischen Lage zwischen einer Promovendin und einem

Security sind einfach zu groß. Unter_bau negiere die fundamentale Differenz zwischen Kopf- und Handarbeit und ob man denn glaube, eine Putzkraft etwa könne an den Zielen oder den Weiterbildungsmaßnahmen der neuen Gewerkschaft überhaupt interessiert sein. Ohnehin sei die Universität nicht aus ihrem gesamtgesellschaftlichen Kontext zu lösen und eine Veränderung hier, ohne eine Veränderung überall, nicht denkbar.

Die Einsprüche wiegen schwer, aber die Programmschrift von unter_bau zeigt, dass hierüber kein mangelndes Bewusstsein herrscht. Man sieht die komplizierte Verflechtung der Universität mit anderen Bereichen der Gesellschaft, man ist sich den unterschiedlichen, manchmal konträren Interessen und Lebenswirklichkeiten der verschiedenen Gruppen an der Uni bewusst, man erkennt, dass auch unter_bau nicht einfach partiell und kurzfristig das herrschende neoliberale Dispositiv, das von Sexismus und Rassismus geprägt ist, außer Kraft setzen kann und doch will man einen, wenn auch kleinen, Anfang machen, will Vorbild und Keimzelle einer besseren Gesellschaft werden. Argumente dafür, dass dies tatsächlich möglich sein kann, finden wir bei Adornos Freund und geistigem Gegenspieler Herbert Marcuse. Für Marcuse lässt sich das Verhältnis von Theorie und Praxis nicht einseitig auflösen. Die Theorie kann Handlungsmöglichkeiten offenlegen, es bleibt aber Aufgabe der Praxis diese auszutesten und da, wo die Theorie nur noch Totalität und Ausweglosigkeit konstatiert, ist es praktisches Handeln, das durch neue Erfahrungen einen Ausweg finden kann und damit wiederum der Theorie auf die Sprünge hilft. Die Universität ist dabei für Marcuse ein denkbarer Ort, an dem eine radikale Veränderung im Denken und Handeln vorbereitet werden kann.

In einem Interview mit dem Spiegel von 1969 beschreibt Marcuse, wie eine Organisationsform aussehen muss, die der spätkapitalistischen Organisation und Repression noch etwas entgegensetzen kann. Diese müsse sich auszeichnen durch »äußerst flexible, veränderbare Methoden der Zusammenarbeit, die die Initiative von unten artikulieren und auf bestimmte politische Ziele ausrichten können. Das heißt, aus der Spontaneität müssen Formen der Organisation hervorgehen, die dann ihrerseits wieder die Spontaneität beeinflussen und in eine bestimmte Richtung lenken können, die über den lokalen Anlaß und die lokale Zielsetzung politisch hinausführen.« Wem das zu abstrakt ist, die/der muss nach Frankfurt am Main schauen, denn dort wird im Moment der Versuch unternommen genau eine solche Organisationsform Realität werden zu lassen.

PERMANENTE DISKUSSION

**Thomas
Zimmermann**

THESEN ZU REPRODUKTIONSARBEIT UND BÜNDNISPOLITIK

Die Frage nach dem Verhältnis von Theorie und Praxis ist ebenso abgedroschen wie oft beschworen. In Zeiten der Praxis aber stellt sie sich zuweilen erfrischend anders. So geschehen auch im Zuge der Besetzung des Instituts für Sozialwissenschaften (ISW) an der HU.

Was ist die Aufgabe der Theoretiker*innen in der Bewegung? Es gibt zwei naheliegende Antworten auf diese Frage. Erstens kann ihre Aufgabe darin gesehen werden, der Bewegung Veranstaltungen kritisch-theoretischen Charakters anzubieten, also Lesekreise, Seminare und Vorträge etwa zur Kritik von Patriarchat, Kapitalismus, Kolonialismus, Rassismus und Antisemitismus. Zweitens kann die Aufgabe der Theoretiker*innen auch darin begriffen werden, mitten in die Bewegung hinein zu gehen, mit anzupacken, so viele Eindrücke wie möglich zu sammeln und die so gemachten Erfahrungen und Beobachtungen theoretisch zu reflektieren, sie aufzuzeichnen und damit tradierbar zu machen. Dieser Text soll einen praxistheoretischen Beitrag in letzterem Sinne darstellen.

Die Schwierigkeiten, ein Ereignis zu analysieren, an dem man selbst beteiligt gewesen ist, sind offenkundig. So verführt einerseits die persönliche Komplizenschaft mit dem Gegenstand zur Verklärung. Andererseits kann die Vertrautheit mit den zum Teil sehr schmerzlichen Misserfolgen auch schon mal zu einem Verriß verleiten. Der vorliegende Text versucht, dieser schlechten Alternative durch ein gewisses Maß an theoretischer Abstraktion zu entgehen. Er sieht es als seine Aufgabe an, eine schlüssige Analyse und zugleich eine interessante Interpretation bestimmter Dynamiken der Besetzung zu geben — zentral des Zusammenhangs zwischen der politischen Praxis der Selbstorganisation und den konkreten Lebensverhältnissen in der Besetzung. Seinerseits in erheblichem Maße Ergebnis von Diskussionen, wäre seinem Anspruch am besten dadurch entsprochen, dass er selbst wiederum weiteren Diskussionen als Material diene.

Mag auch der konkrete Anlass der Besetzung des ISW die Entlassung Andrej Holms gewesen sein, so stellte sich doch schnell heraus, dass sich das damit zutage getretene Protestpotential aus einem grundlegenden Missstand speiste: der Ökonomisierung der Universität unter neoliberalen Vorzeichen, welche die Bedingungen kritischer Bildung systematisch untergräbt. Bei der Forderung nach kritischer Bildung handelte es sich allerdings nicht um einen frommen Wunsch, den man sinnvoll an irgendwelche Autoritäten richten könnte, sondern zuallererst um einen Anspruch an die eigene Praxis, also etwas, was man selber machen muss. Aus diesem Grund entwickelte die Besetzung neben ihren nach außen gerichteten politischen Forderungen auch einen Selbstzweck: die Herstellung und Erhaltung eines



selbstbestimmten Raumes gemeinschaftlicher Produktion von Erkenntnis. Dementsprechend war auch die Herausforderung der Selbstorganisation eine doppelte: einerseits Handlungsfähigkeit nach außen, andererseits ein solidarisches Miteinander im Inneren zu gewährleisten.

Die organisatorische Struktur der Besetzung ließe sich folgendermaßen skizzieren: Die Vollversammlung ist die zentrale basisdemokratische Institution. Sie trifft Entscheidungen nach dem Konsensprinzip und delegiert exekutive Aufgaben an bestimmte AGs. Jedoch verfehlt diese Beschreibung in ihrem Formalismus den Kern der Sache. Ihr entgeht nämlich, dass das Rückgrat der politischen Organisation nicht etwa die Vollversammlung war, sondern die permanente informelle Diskussion immer wechselnder Konstellationen aus Aktiven und Gästen in den besetzten Räumlichkeiten.

Dagegen sollen im Folgenden Grundzüge einer Analyse vorgestellt werden, die diesem Umstand Rechnung trägt, indem sie die Institutionen Vollversammlung und AGs in ihrem Verhältnis zu dieser permanenten Diskussion als dem vitalen Zentrum der Besetzung betrachtet, sowie deren Bildungsbedingungen untersucht.

Für sich genommen bestand die Produktivität dieser Diskussionen darin, dass sie einen diffus-dynamischen Prozess der Entwicklung von Analysen, Argumenten, Ideen und Strategien beförderten sowie deren Zirkulation und damit Verbreitung. Allerdings konnte sich dieser Prozess, so wechselhaft die Gesprächskonstellationen auch immer waren, nicht von selbst verallgemeinern. In dieser Hinsicht bestand die Funktion der Vollversammlung darin, die vielen einzelnen Diskussionen zu einer allgemeinen Diskussion zusammenzufassen. Am deutlichsten trat dies angesichts der in die Vollversammlungen eingebetteten

Murmelrunden hervor, die im wesentlichen eine Methode zur Nutzbarmachung der Produktivität von Kleingruppendiskussionen für das große Plenum darstellten. Während also die Vollversammlung den Diskussionsprozess bündelte, indem sie die Bezugsgruppen temporär in ein großes Plenum auflöste, bewirkten die AGs in Hinblick auf die permanente Diskussion im Gegenteil eine Verfestigung bestimmter Konstellationen. Einerseits wurde damit der Wechsel der Diskussionspartner*innen und damit der angesprochene Prozess der Zirkulation gehemmt, andererseits aber führte dies zu einer Konzentration und Verstärkung der Diskussionen in den relativ selbstständigen Bezugsgruppen, welche die AGs darstellten. Die permanente Diskussion wurde auf diese Weise in einem Wechselspiel zwischen Vollversammlungen und AGs strukturiert, in dem sich die jeweiligen Effekte im Idealfall gegenseitig kompensieren.

Dieses Wechselspiel einander entgegengesetzter Tendenzen deutet ferner darauf hin, dass das Verhältnis von Vollversammlungen und AGs nicht einfach nur in der Delegation bestimmter Aufgaben besteht, sondern von einem latenten Widerspruch geprägt ist. Und zwar handelt es sich hierbei um den Widerspruch zwischen basisdemokratischer Legitimation und relativer Autonomie. So wäre es zwar absurd, zu fordern, jede einzelne Handlung der AGs sollte des Segens der Vollversammlung bedürfen. Es ist im Gegenteil völlig legitim, wenn sich z.B. in Bezug auf eine Aktion eben so viele Personen einverstanden und teilnahmebereit zeigen, wie es für die Durchführung eben dieser Aktion benötigt. Allerdings gerät diese Legitimität an ihre Grenze, wo jene Aktion erhebliche Auswirkungen auf den Fortgang der gesamten Besetzung haben könnte. Diese Grenze, jenseits derer wiederum der Zuständigkeitsbereich der Vollversammlung beginnt, kann jedoch nicht eindeutig bestimmt und daher der Widerspruch nicht einfach aufgelöst werden. Entscheidend ist daher vielmehr die Art und Weise, wie mit ihm umgegangen wird.

Was das angeht, so ist es bemerkenswert, dass dem Widerspruch zwischen basisdemokratischer Legitimation und relativer Autonomie im besetzten ISW nicht etwa durch eine Erweiterung der Kontrolle der Vollversammlung über die AGs beizukommen versucht wurde – was den gesamten politischen Prozess tendenziell gelähmt hätte –, sondern die AGs in aller Regel auf Grundlage eines Vertrauensvorschlusses seitens der Vollversammlung arbeiten konnten. Und zwar ist dies bemerkenswert insofern, als dass die Besetzer*innen – dies zur Erinnerung – nicht etwa schon im Vorfeld ein kollektives politisches Subjekt gebildet hatten, sondern sich als solches erst im Zuge der Besetzung langsam zu konstituieren begannen.

Woher also diese Basis des Vertrauens in einem Zusammenhang von Menschen, die einander noch vor kurzer Zeit weitgehend unbekannt waren und die in politisch-ideologischer wie in strategischer Hinsicht zum Teil sehr unterschiedliche Auffassungen vertraten? »Permanente Diskussion« kann in diesem Fall nicht die Antwort sein. Es stellt nämlich vielmehr einen Teil derselben Frage dar, warum eigentlich die Diskussion im besetzten ISW eher verbindende und nicht vielmehr spaltende Wirkung zeigte, wie wir es aus der linken Szene ansonsten gewohnt sind.

Zwar hat es Misstrauen gegeben zwischen Vertreter*innen verschiedener Richtungen. Und es wurde zum Teil auch gegeneinander konspiriert. Was aber nicht eintrat, war eine offene Erklärung von Feindschaft, was die Einführung einer Trennung bedeutet hätte. Die Assoziation überwog gegenüber den dissoziativen Kräften. Eine Assoziation, die schließlich nicht bloß im gemeinsamen Diskutieren, sondern wesentlich im gemeinsamen Essen, Trinken und Schlafen begründet war, allgemein gesprochen im gemeinsamen Alltag in den gemeinsamen Räumen, kurz: in einer gemeinsamen Reproduktionsweise. Und wahrscheinlich ist es dieselbe Rücksicht auf die gemeinsame Reproduktion, welche auch jene Basis

gegenseitigen Vertrauens herstellte, auf der sich der Widerspruch zwischen Vollversammlung und AGs in verhältnismäßig geordneten Bahnen bewegen konnte.

Sollte diese These zutreffen und in erster Linie die gemeinsame Reproduktion dafür verantwortlich sein, dass sich die Besetzung nicht entlang der durch die vielfache Spaltung der Linken vorgezeichneten Sollbruchstellen zerschlagen hat, so folgt daraus zweierlei. Einerseits rückt damit einmal mehr die immense Wichtigkeit der Reproduktionsarbeit für eine politische Bewegung (wie für ein jedes Gemeinwesen) in den Blick. Und mit ihr, wie so häufig, das Problem ihrer ungleichen Verteilung. Andererseits ergibt sich daraus eine begründete Skepsis gegenüber den Möglichkeiten einer Übertragung des im Zuge der Besetzung entstandenen politischen Zusammenhangs auf andere, nicht-reproduktive Systeme – z.B. eine (hochschul-)politische Gruppe mit wöchentlichen Plena. Wenn die Kohäsionskraft einer politischen Bewegung, wie hier dargestellt, in einem Verhältnis zu dem Maß der Gemeinsamkeit der Reproduktion steht, so dürfte ihre Transformation in eine Organisation ohne gemeinsamem Alltag alsbald zu einer Reihe von Auflösungserscheinungen führen. Schließlich würde sich wahrscheinlich eine bestimmte Richtung als alleinig weisend durchsetzen und damit isolieren. Dadurch aber wäre jede Chance verloren, die Macken und Borniertheiten der verschiedenen linken Strömungen durch gegenseitige Korrekturen zu kompensieren. Auf Grundlage der dargestellten Überlegungen scheint es vielversprechender, auf kurz oder lang wieder zu der Form der Besetzung zurückzukehren und die Zwischenzeit für eine eingehende Analyse der Versäumnisse und Probleme zu nutzen.

Zu diesen Problemen gehört unter anderem auch, dass das eingangs erwähnte, alles in allem sehr gelungene und gut besuchte Veranstaltungsprogramm der Besetzung zum Teil ziemlich abgelöst zu sein schien von der alltäglichen Praxis der Besetzer*innen wie von deren permanenter Diskussion. Eine intensivere Verflechtung hätte zur Bedingung einerseits eine bessere Auslastung der Arbeit in den AGs wie der Reproduktionsarbeit, wäre möglich andererseits über die Organisation von Veranstaltungen mit stärkerem Bezug auf die eigene Praxis. So wäre z.B. eine Veranstaltungsreihe denkbar, die sich verschiedenen Formen der Selbstorganisation – den historischen wie den eigenen – widmete. Dies wäre mutmaßlich für alle Beteiligten von Interesse und würde die kritische Auseinandersetzung mit den Formen der eigenen Praxis befördern, zu der auch dieser Text einen Beitrag darstellen will.

Es ist selbstverständlich, dass in diesem Text aufgrund limitierter zeitlicher, räumlicher und intellektueller Kapazitäten nur einige ausgewählte Gesichtspunkte haben eingefangen werden können. Gut vorstellbar, dass die hier getroffenen Thesen auf Grundlage der Analyse von weiteren, hier nicht besprochenen Aspekten relativiert werden müssten. So wurde zwar der Anteil der gemeinsamen Reproduktion an der Vermittlung sowohl des konstitutiven Widerspruchs von basisdemokratischer Legitimität und relativer Autonomie als auch interner ideologischer Konflikte herausgestellt. Eine Analyse des äußeren Konfliktes mit der Instituts- und Unileitung in diesem Zusammenhang steht jedoch noch aus. Mag auch die gemeinsame Reproduktionsweise der Besetzung an ein vorläufiges Ende gelangt sein, so bleibt doch zu hoffen, dass die Diskussion sich fortsetzt und die Bewegung schließlich gestärkt aus dieser Phase der Reflexion hervorgehen wird.

ZU ANDREJ HOLM UND DONALD TRUMP

**Michael
Karbrüggen**

Am 20.1.2017 wurde Donald J. Trump, der nach Veröffentlichung seiner sexistischen Ausfälle bereits als abgeschrieben galt, zum 45. Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika vereidigt. Weltweit gingen Menschen zu Hunderttausenden auf die Straße um ihren Unmut darüber auszudrücken, vereint unter der Frage »Wie konnte das bloß geschehen?«

Sofern sie sich die Frage nicht umgehend durch antiamerikanische Ressentiments selbst beantwortete, sondern man sich des Vormarschs rechtspopulistischer Bewegungen in Europa – von Orban über die AFD bis zum Front National unter Marine Le Pen in Frankreich – gewahr wurde, hatten die Soziologen und Politiker der Bourgeoisie die Antwort parat: Es sind die zu kurz gekommenen, die Angst vor dem Fremden haben. Die, die sich nach einem starken Mann sehnen, der alles wieder richtet und fälschlicherweise jene verantwortlich machen, die noch weniger haben.

So sehr diese Feststellungen auf der Erscheinungsebene stimmen mögen und die entscheidenden Ursachen des offen zu Tage tretenden Rechtsrucks in den westlichen Gesellschaften zumindest ankratzen, als so ungenügend erweisen sie sich, wenn man sich die realpolitischen Konsequenzen, die daraus gezogen werden anschaut. Einerseits wird versucht den ewig Rückständigen mit »BUNT statt BRAUN« Schildern endlich klarzumachen, dass der Islam jetzt zu Deutschland gehört und Multi-Kulti der Volkswirtschaft tatsächlich auch zuträglich ist; andererseits konstatiert, dass man da irgendwo jemanden (weiß, männlich, arbeitslos und alkoholabhängig) vergessen habe, der endlich wieder mitgenommen werden muss. Letztendlich also eine Frage mangelnder Aufklärung und sozialpolitischer Makulatur.

So ehrenwert diese Versuche im Einzelnen sein mögen, so sehr zeugen sie von einem Unverständnis von den gesellschaftlichen Verhältnissen, die sich mit der ursprünglichen Akkumulation im 16. Jahrhundert durchzusetzen begannen und in den Jahrzehnten nach dem 2. Weltkrieg in dem kulminierten, was Guy Debords, der Wortführer der Situationistischen Internationale, als die *Gesellschaft des Spektakels* bezeichnete. So schreibt Anselm Jappe: »According to Marx, money accumulated beyond a certain threshold is transformed into capital; according to Debord, capital accumulated beyond a certain threshold is transformed into images.« Zu deutsch: »Das Spektakel ist das Kapital, das einen solchen Akkumulationsgrad erreicht, dass es zum Bild wird.« Der Fetisch kapitalistischer Gesellschaften hat sich potenziert und die ungeheure Warensammlung in einer ungeheuren Sammlung von Bildern aufgehoben. Sie ist dabei jedoch »nicht ein Ganzes von Bildern, sondern ein durch Bilder vermitteltes gesellschaftliches Verhältnis zwischen Personen.« Hiermit sind also keineswegs bloß die Auswüchse im Pay-TV, der Werbung und den Konsumorgien des Black Fridays gemeint, sondern eine gesellschaftliche Totalität, die alle zwischenmenschlichen



Beziehungen in sich einschließt. Die Gesellschaft des Spektakels bezeichnet also ebenso wie die Kulturindustrie bei Theodor W. Adorno und Max Horkheimer nicht eine abgetrennte Sphäre, die es einfach abzuschaffen gelte, um die wahren Beziehungen der Menschen wieder zum Vorschein kommen zu lassen, sondern sie formt alle zwischenmenschlichen Beziehungen nach ihrem Bilde. »In der Tat ist es der Zirkel von Manipulation und rückwirkendem Bedürfnis, in dem sich die Einheit des Systems immer dichter zusammenschließt.« Nirgendwo wird dieses »durch Bilder vermittelte gesellschaftliche Verhältnis« heutzutage deutlicher als in der scheinbar größtmöglichen Unmittelbarkeit zweier Menschen, im Sexualakt, der sich an den Bildern der omnipräsenten Porno-Industrie ausrichtet.

Nimmt man die Gesellschaftsanalysen Adornos und Horkheimers sowie die der Situationistischen Internationalen zum Ausgangspunkt, wäre die Frage bezüglich des Wahlsiegs Donald Trumps anders zu stellen. Die Frage, wie es so weit kommen konnte, wäre durch ein Nachdenken darüber zu ersetzen, was uns diese und ähnliche Prozesse über die Konstitution der gesellschaftlichen Verhältnisse verraten. Wie Freud sich über die Hysterie einen Zugang zur menschlichen Psyche und den Auswirkungen der Sexualmoral seiner Zeit auf diese verschaffte, wäre der Zeitkern des andauernden Spektakels vielleicht nur noch über Känguru-Hoden essende C-Promis und den LockerRoom-Talk eines Donald J. Trumps zu erschließen. Die oberflächlichen Analysen positivistischer Soziologen bezüglich dessen Wahlsieg müssten zugleich in Vermittlung mit einer radikalen Kritik der Gesellschaft des Spektakels gesetzt werden. Die Ware, beziehungsweise der von Debord entwickelte Begriff des Bildes bleiben die Universalkategorie, die gesellschaftliche Totalität konstituiert. Darauf ist gegen Positivismus und Postmoderne zu insistieren, um Kritik der bestehenden Verhältnisse nicht in Diskursanalysen aufzulösen.

Guy Debord: »Die durch das Spektakel prinzipiell geforderte Haltung ist diese passive Hinnahme, die es schon durch seine Art, unwiderlegbar zu erscheinen, durch sein Monopol des Scheins, faktisch erwirkt hat.« Die Aussage Trumps »to make America great again« trifft damit ein Bedürfnis, das eine Gesellschaft, die ihre Mitglieder zur bloßen Kontemplation und der Akzeptanz der Auswüchse einer zur zweiten Natur gewordenen Gesellschaft zwingt, konstitutiv und in Permanenz hervorbringt. Angesichts der Ohnmacht gegenüber der aufgezwungenen Passivität, die auch durch ein iPhone 17 nicht wett gemacht werden kann, bleibt nur der Ruf nach einem — sich zu einer Art Gottheit stilisierenden — starken Mann, der sich bei Fortbestand der eigenen Passivität um den ganzen Unmut angesichts der eigenen Nichtigkeit kümmert. Passive Hinnahme und der autoritäre Charakter bedingen sich wechselseitig.

Der Grund, der sich Alltag nennenden Misere, ist dabei immer schon im Fremden gefunden worden. Die zwischenmenschliche Kälte einer Gesellschaft, in der sich »jeder zu wenig geliebt fühlt, weil keiner mehr lieben kann« (Adorno) macht die Verarbeitung der eigenen Unzufriedenheit in ideologischen Formen des Antisemitismus, Rassismus, Xenophobie, anti-muslimischem Rassismus notwendig, solange der Standpunkt von passiver Hinnahme nicht überwunden wird. So schreibt Guy Debord: Die »Bewegung [der Warenwelt] ist identisch mit der Entfernung der Menschen voneinander und ihrem Gesamtprodukt gegenüber.« Der Mensch ist von der Gesellschaft, seinem eigenen Leben und seinen Mitmenschen abgetrennt und versucht diese Atomisierung in der elektronischen Konsumwelt zu kompensieren. »Die Vereinzelung begründet die Technik und der technische Prozess vereinzelt rückwirkend. Alle durch das spektakuläre System ausgewählten Güter, vom Auto bis zum Fernsehen sind auch seine Waffen, um beständig die Vereinzelungsbedingungen der einsamen Masse zu verstärken.« (Gesellschaft des Spektakels §28) Diese Vereinzelung scheint mit einem S-Bahn-Waggon voller erwachsener Menschen, die ihre Zeit damit verbringen, drei gleichfarbige Kugeln in eine Reihe oder ihren zukünftigen Sexualpartner in die richtige Richtung zu wischen, eine qualitativ neue Stufe erreicht zu haben. Die Menschen sind vereinzelter denn je. Eine durch das Tauschprinzip gekittete Gesellschaft wird fortlaufend Hass, Ausgrenzung und Mord hervorbringen.

Dies gilt umso mehr für jenen Teil der Menschheit, der unter der fortschreitenden Krise der Überakkumulation aus der Verwertung herausfällt. Die These Debords: »Dort wo die materielle Grundlage noch fehlt, hat die moderne Gesellschaft bereits spektakulär auf die gesellschaftliche Oberfläche jedes Kontinents übergreifen«, besitzt heute einen anderen Zeitkern. Sie müsste lauten: Dort wo die materielle Grundlage fortschreitend entzogen wird, bleiben die Menschen in der Form des Spektakels gefangen. Während die europäischen Staaten sich militärisch abriegeln, wagen Flüchtlinge in Christiano Ronaldo-Trikots die tödliche Fahrt über das Mittelmeer. Kindersoldaten tragen Goldketten und hören Snoop Dogg, während sie sich mit billigsten Drogen berauschen. Beide sind auf der Suche nach Erfüllung eines Glücksversprechens, die es für sie niemals geben wird. Selbst die islamistischen Rackets des IS werben mit dem Slogan eines bekannten Sportartikelherstellers, möglichst viele Menschen mit sich in den Tod zu reißen: just do it!

Zwischenmenschliche Solidarität sowie Spontaneität scheint momentan nur als Komplement zu ihrem medial aufgebauchten Gegenteil zu bekommen zu sein. Es braucht Terroranschläge, damit Menschen sich der Kälte der bestehenden Verhältnisse wieder bewusst werden und versuchen, ein Zeichen dagegen zu setzen. Es braucht einen Präsidenten Donald Trump, damit Menschen zu hunderten gegen die Unterdrückung von Frauen auf die Straße gehen. Und — hier schlägt sich der Bogen — es braucht vielleicht die Entlassung eines sehr sympathischen Dozenten, damit Studierende sich der Beschissenheit

des Universitätsbetriebs — mit oder ohne ihn — und der Gesellschaft als Ganzer bewusst werden. Es bräuchte ein Bewusstsein über die eigene Verstricktheit in Vorgeschichte, die Verdammnis zur passiven Hinnahme von Nicht-Wissen und Ausbeutung, der Trennung von einem wahren Leben und einer solidarischen Gesellschaft, um sich dem Ziel der Situationistischen Internationale - der »weitesten emanzipierenden Veränderung von der Gesellschaft und dem Leben, in die wir eingeschlossen sind« anzunehmen. Wer lediglich altklug feststellt, dass diese Situation keine revolutionäre sei, statt aktiv auf eine solche hinzuwirken, macht sich zum Teil der Reaktion.

Es braucht eine Auseinandersetzung mit der Frage, wie eine Institutsbesetzung, die — zumindest in der Außenwirkung — für die Wiedereinstellung eines Dozenten gerade stand, sich für die folgende Forderung des Besetzungskomitees vom 16. Mai 1968 in Paris gewinnen ließe: »Besetzung der Fabriken, Alle Macht den Arbeiterräten, Abschaffung der Klassengesellschaft, Nieder mit der spektakulären Warengesellschaft, Abschaffung der Entfremdung, Ende der Universität.« Eine Möglichkeit zur politischen Organisation innerhalb der Universität ist dafür notwendige Voraussetzung, die andauernde Besetzung eines Raumes durch die Besetzer_innen daher ebenso klug wie unterstützenswert.

IM MODUS DER MODULATION

Gerald
Raunig

FABRIKEN DES WISSENS

13 »Welcome to the Machine!«, so begrüßt die Universität in einem satirischen Blatt des deutschen Zeichners und Schriftstellers Gerhard Seyfried aus den 1970er Jahren ihre Studierenden¹. Die »Maschine« entpuppt sich bei genauer Betrachtung des Blatts jedoch viel eher als Fabrik, denn es geht um die automatisierte Massenfertigung der spezifischen Ware Wissen in den Universitäten. Die Seyfried'sche Wissensfabrik hat auch Elemente einer Geisterbahn (mit allerlei gruseligen Überraschungen für ihre Insassen), eines Flipper-Geräts (die Studierenden als gestoßene und getriebene Flipper-Kugeln), eines dreistöckigen Nürnberger Trichters (das Wissen wird hier allerdings — wie es sich für eine Fabrik gehört — massenweise und anonymisiert abgefüllt). Derlei anschauliche Übertragungen zentraler Komponenten der fordistischen Kern-Institution Fabrik auf andere Institutionen waren stets weit verbreitet. Doch was bedeutet es, dass auch am Übergang zu postfordistischen Produktionsweisen weiterhin ungebrochen gerade die Metapher der Fabrik auf die Universität angewandt wird?

Unter »Fabrik« versteht man im Allgemeinen ein Gefüge von Maschinen und ArbeiterInnen, durch das alle Aspekte der Produktion auf der Basis der Trennung der Arbeit gerastert, mechanisiert und standardisiert werden. Gefüge von Maschinen und ArbeiterInnen — das heißt, im Vordergrund steht nicht zuletzt das Verhältnis zwischen diesen beiden Komponenten, ihr Austausch und ihre Verkettung. Karl Marx eröffnet dementsprechend im *Kapital*-Kapitel über die Fabrik² zwei verschiedene Perspektiven auf die Fabrik: Von der einen Seite her gesehen ist es der »kombinierte Gesamtarbeiter oder gesellschaftliche Arbeitskörper«, der »als übergreifendes Subjekt« den Produktionsprozess bestimmt. Hier geht es vor allem um die »Kooperation verschiedener Klassen von Arbeitern, erwachsenen und nicht erwachsenen, die mit Gewandtheit und Fleiß ein System produktiver Maschinerie überwachen«. Aus dieser Perspektive ist es also die lebendige Arbeit und Virtuosität der ArbeiterInnen, die mithilfe ihrer Kompetenzen die Führung und Überwachung der Maschinen betreiben. Von der anderen Seite gerät dagegen die Maschinerie in den Blick, wird »der Automat selbst das Subjekt, und die Arbeiter sind nur als bewußte Organe seinen bewußtlosen Organen beigeordnet und mit denselben der zentralen Bewegungskraft untergeordnet«. Die Bedienung der Maschinen wird hier zum Dienst an der Maschine, die Virtuosität geht von der ArbeiterIn auf die Maschine über, die lebendige Arbeit der ArbeiterInnen findet sich eingeschlossen in der Maschine. Und genau dieser zweite Aspekt ist es, der nach Marx die *kapitalistische* Anwendung der Maschinerie, das moderne Fabriksystem prägt.

Diesem auf die eine von zwei Perspektiven reduzierten Blick auf die Fabrik als kapitalistische Anwendungsform der Maschinerie, die aus den Subjekten der Produktion Objekte der Maschinen,



aus den Maschinen aber die Subjekte macht, entspricht exakt der Blick Gerhard Seyfrieds auf die Universität als Fabrik: Nicht nur das Wissen selbst wird hier zur Ware, sondern auch die Subjektivierung der WissensproduzentInnen — nach dem Bild Seyfrieds vereindeutigt als Unterwerfung der Studierenden, die demnach nur mehr als passive Komponenten der Wissensfabrik, als formatierte WissensreproduzentInnen erscheinen.

Das Seyfried'sche Bild weist die Universität als Fabrik und Maschinerie aus: Sofort nach dem Durchschreiten des Portals finden sich die Studierenden auf einem Fließband wieder, das sie — unterstützt von diversen rüden Mechanismen des Drills und maschinischen Schikanen — streng und stetig vorantreibt: durch die Zahnräder des Grundlagenwissens, die Disziplinierungsschleuse der Übungen, die Stress-Pressen der Klausuren, die Einsperrung des Ordnungsrechts, die Mühle des Fachwissens bis hin zu den Abschlussprüfungen, die den Einschluss der Gefügigen und den Ausschluss des unbelehrbaren Ausschusses vornehmen. Ausschluss wird hier ganz drastisch als dauerhafte Aussonderung aus der Wissensfabrik vorgestellt, im Deutschland der 1970er ins Extrem geführt als »Berufsverbot«. Einschließung bedeutet andererseits eine spezifische Form der Aufteilung des Raums, der hierarchischen Anordnung im Raum, buchstäblich der Einsperrung in den Raum. Innerhalb des Territoriums der Universität als Fabrik befördert das Fließband die StudentInnen unaufhaltsam der Vereinheitlichung zur genormten StudienabgängerIn hin zu.

Die Hauptaussage dieses Bilds ist einfach: Die Universität-Fabrik ist eine ungeheure, monströse Maschinerie, in der die anfangs unterschiedlichen und vielfältigen Studierenden zu Einheitsmenschen geformt und fit für die Verwertung in einer einförmigen Gesellschaft gemacht werden. Natürlich erscheint diese Metapher der Universität als Fabrik heute, unter den

fortgeschrittenen Bedingungen der Kommodifizierung des Wissens und der Rasterung, Homogenisierung und Verbetriebswirtschaftlichung der Universitäten einleuchtender denn je. Doch sie geht nicht weit genug.

WISSENSPRODUKTION UND WEITERBILDUNG ALS PERMANENTE (SELBST-)VERPFLICHTUNG

Seyfrieds Bild erfasst nicht die Potenz der AkteurInnen, und es erfasst ebenso nicht ihre Verstrickungen. Es hebt in Analogie zum Blick des einäugigen Marx auf die Fabrik die Studierenden als Opfer hervor und konstruiert einen schroffen Gegensatz zwischen dem institutionellen Apparat und den durch ihn dominierten Studierenden. Es geht damit nicht nur am heutigen Amalgam von Repression und Selbstregierung der Studierenden vorbei, sondern blendet auch alle weiteren Komponenten der Fabrik Universität aus: die Lehrenden in all ihren hierarchischen Abstufungen, die Wirkungsbereiche der Administration und die vielen Aspekte der Dienstleistung, vom Putztrupp bis zum Kantine- und zum Sicherheitspersonal, sei es verbeamtet oder radikal outgesourct und prekär.

Schon das Bild der ebenso aufrechten wie unschuldigen StudienanfängerIn allerdings, die vor Studienantritt unverbildet über die Schwelle der Wissensfabrik stolpert und erst durch den Eintritt in die Institution sich den Mechanismen der Entfremdung ausgesetzt sieht, ist – selbst für die Situation in den 1970er Jahren – etwas zu einfach gestrickt. Heute mehren sich Erfahrungen und Berichte von Studierenden, die von Beginn an ihr Studium als reine Übergangsetappe zwischen Schule und Job, die Lehre als durch ihre Studiengebühren finanzierte Dienstleistung sehen und dementsprechend mitbestimmen wollen: Mitbestimmung nicht mehr als basisdemokratische Selbstorganisation, sondern als tauschwertgeregelte Beziehung zwischen StudentInnen-Stakeholders und Dienst leistenden Lehrenden.³

Das Ideal eines die Emanzipation von Patriarchat, Familie, Schule und ländlichen Gemeinschaften fördernden Schritts in die Universität geht davon aus, dass dieser Schritt auch von den Subjekten gewollt, geplant und unternommen wird. Doch die Tendenz scheint dahin zu gehen, dass sich der Schritt von den Institutionen Schule und Familie an die Universität nicht mehr als Bruch ereignet, sondern vielmehr als bruchloser Übergang in einer Existenzweise der wachsenden Verunsicherung. War der Übergang von der Institution Schule in die Institution Universität (und vielleicht auch in die Fabrik) tatsächlich einmal ein viel versprechender Neuanfang, so ist gerade die Bruchlosigkeit dieses Übergangs (ebenso wie das Verschwimmen der unbezahlten Praktika während des Studiums mit den prekären Beschäftigungen danach) Indiz für das Ununterscheidbarwerden der früher institutionell geprägten Zeitabschnitte (und ihrer signifikanten Territorien), Indiz auch für die Koexistenz verschiedener post-institutioneller Formen der Prekarisierung. Zentrale Komponente der permanenten Selbsterziehung ist das Konzept des lebenslangen Lernens, aber nicht mehr als aufklärerisch-emanzipatorische Idee der Weiterbildung, als Überwindung von Klassengrenzen und Vehikel des sozialen Aufstiegs, sondern als lebenslange (Selbst-)Verpflichtung, als Imperativ und lebenslanges Gefängnis der Weiterbildung.

DER MODUS DER MODULATION

Das »Postskriptum über die Kontrollgesellschaften« ist wohl der bekannteste Text von Gilles Deleuze. Nahezu manifestartig fasst der französische Philosoph hier die Thesen seines Freundes Michel Foucault zur Einschließung (sowie zu deren Krise, Agonie und dem, was auf sie folgt) zusammen, entwirft ausnehmend zitierfähige Formulierungen zu den Transformationen von den Disziplinar- zu den Kontrollgesellschaften und führt en passant seine Strategie der *creatio continua* von Begriffen vor. So

marginal der Artikel für seinen Verfasser wohl gewesen sein mag, so massiv hat sich umgekehrt seine Verbreitung und Rezeption entwickelt. Kürze und Knappheit des Postskriptums haben allerdings auch ihre Schattenseiten: Die Schwäche des Textes liegt ungeachtet all seines konzeptuellen Potenzials in dem an sich recht undeutlichen Schema einer zeitlichen Abfolge von Disziplin und Kontrolle.

Was wir erleben, lässt sich weniger als eine lineare Entwicklung von den Gesellschaften der Einschließung und der geschlossenen Milieus hin zu Gesellschaften der offenen Kreisläufe erklären denn als eine *Kumulierung* beider Aspekte: Zur sozialen Unterwerfung der ArbeiterInnen/Studierenden-Subjekte kommt die Subjektivierungsweise der maschinischen Indienstnahme hinzu, zur erzwungenen Anpassung im institutionellen »Internat« gesellen sich neue Weisen der Selbstregierung im total-transparenten, offenen Milieu, zur Disziplinierung durch persönliche Überwachung und Strafe tritt das freiheitliche Antlitz der Kontrolle als freiwilliger Selbstkontrolle.

Modulation ist der Name für dieses Ineinanderrinnen von Disziplinargesellschaft und Kontrollgesellschaft: Wie die Aspekte von Disziplin und Kontrolle stets als ineinander verwoben zu verstehen sind, so wird ihr Zusammenwirken am Beispiel der zeitgenössischen Wissensfabrik noch evidenter. Während die Zeit der Studierenden kleinteilig in Modulen organisiert, gerastert, insofern also die Disziplinierung auf die Spitze getrieben wird, findet der modulierende Zustand des Lernens dennoch nie ein Ende. »Denn wie das Unternehmen die Fabrik ablöst, löst die permanente *Weiterbildung* tendenziell die *Schule* ab, und die kontinuierliche Kontrolle das Examen.«⁴ Was Deleuze jedoch noch als getrennte und aufeinander folgende Zuweisungen für Disziplin und Kontrolle beschreibt, fließt in Wirklichkeit ununterscheidbar ineinander: Im neuen Modus der Modulation hört man nie auf anzufangen, und zugleich wird man nie mit dem Lernen fertig.⁵

Der Imperativ des lebenslangen Lernens impliziert eine doppelte Anrufung: eine Anrufung zur rasternden Modularisierung nicht nur der Bildung oder der Arbeit, zur Schichtung, Kerbung und Territorialisierung aller Verhältnisse, des gesamten Lebens, und zugleich eine Anrufung zur Bereitschaft, sich ständig selbst zu verändern, anzupassen, zu variieren. Die Modulation ist bestimmt durch diese doppelte Anrufung, sie gründet auf dem Zusammenwirken der säuberlichen zeitlichen wie räumlichen Trennung und Rasterung der Module mit der Untrennbarkeit von unendlichen Variationen und grenzenlosen Modulierungen. Während Modulation im einen Fall Zügelung bedeutet, die Einsetzung eines Standardmaßes, das In-Form-Bringen jedes einzelnen Moduls, erfordert sie im anderen Fall die Fähigkeit, von einer Tonart in die andere zu gleiten, in noch unbekannte Sprachen zu übersetzen, alle möglichen Ebenen zu verzahnen. Besteht die Bestimmung der Modulation einerseits darin, Module zu formen, verlangt sie andererseits eine konstante Selbst-(De-)Formierung, eine Tendenz zur ständigen Modifizierung der Form, zur Transformation, ja zur Formlosigkeit.

EDU-FACTORY:

WIDERSTAND IN DER FABRIK DES WISSENS

Die drei ersten Qualitäten der Fabrik waren mit Foucault /Deleuze⁶: konzentrieren, im Raum verteilen, in der Zeit anordnen. Mit dem Hegemonialwerden postfordistischer Produktionsformen erfolgte zweifellos ein Zerstreuungsprozess, in dessen Verlauf die Fabriken zunehmend in die Gesellschaft diffundierten. Die Fabrik, nunmehr *fabbrica diffusa*, funktioniert in dieser Transformation nicht mehr einfach nur nach den alten Mechanismen aus dem 19. Jahrhundert. Konzentration, Verteilung im Raum und Anordnung in der Zeit haben nicht gänzlich ihre Bedeutung verloren, variieren aber sehr wohl ihre Funktionen. Die Theorie der *fabbrica diffusa* ist eine Erfindung der *autonomia*, der

italienischen Kämpfe der 1970er Jahre. Für die darin und daraus entstandenen operaistischen und postoperaistischen Theorien besteht eine der wichtigsten Komponenten der Zerstreuung der Fabriken in die Gesellschaft im Exodus der ArbeiterInnen aus den Fabriken, der hier nicht als Effekt, sondern vielmehr als Auslöser der weit gehenden kapitalistischen Transformationen in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts (Postfordismus, Hegemonialwerden immaterieller und affektiver Arbeit, kognitiver Kapitalismus) verstanden wird.

Aus und in diesem theoretischen Umfeld entfaltete sich im letzten Jahrzehnt eine neue Generation von aktivistischen ForscherInnen, die sich vor allem aktuellen Interpretationen der Wissensfabrik annahm und ihr Handlungsfeld weit über Italien hinaus als globales ansetzte. Nicht ohne Grund gab sich das transnationale Netzwerk von AktivistInnen im Bildungsbereich 2006 den Namen *edu-factory*. Die Fabrik, um die es hier geht, ist erneut die Fabrik des Wissens, die *knowledge factory*⁷, diesmal aber in ihrer zweifachen Gestalt: die alte Figur der Universität in ihrem Austauschverhältnis mit dem vermeintlichen sozialen und territorialen Außen, der Gesellschaft und den Metropolen, aber auch das diffus gewordene Gefüge von Institutionen und kooperativen Netzwerken der Wissensproduktion.

2006 wurde die *edu-factory*-Mailinglist gestartet, deren Themen um die neoliberale Transformation der Universitäten und um Formen des Konflikts in der Wissensproduktion angelegt sind.⁸ In einer ersten Diskussionsrunde ging es vor allem um die Konflikte an den Universitäten, in der zweiten um den Prozess der Hierarchisierung des Bildungsmarkts und die Konstituierung autonomer Institutionen. Und genau diese zwei Linien sind es auch, die das Verhältnis der *edu-factory* zur Universität, ihre doppelte Exodus-Strategie bestimmen: Exodus heißt hier nicht einfach nur Auszug aus der Universität, sondern vielmehr Kampf um autonome Freiräume in der Universität und zugleich Selbstorganisation und *auto-formazione* jenseits der existierenden Institutionen.

Gerade rechtzeitig für die *onda anomala*, die Welle der Proteste, Besetzungen und Streiks an den italienischen Universitäten Ende 2008, brachte das *edu-factory*-Kollektiv bei Manifestolibri das Buch *L'università globale: il nuovo mercato del sapere* heraus, das im Herbst 2009 auch in englischer Sprache bei Autonomia erscheinen wird. Der Band fasste die wichtigsten Texte der online-Diskussionen zusammen und wurde in vielen Präsentationen in ganz Italien zu einem Angelpunkt jener Diskurse, die die Kämpfe der *onda anomala* mit anfachten und begleiteten. In der Einleitung des Buchs findet sich in Bezug auf den Namen des Netzwerks ein interessanter Widerspruch, der das Paradox der *edu-factory* repräsentiert: Zunächst lautet der zentrale Slogan: *Ciò che un tempo era la fabbrica, ora è l'università*. Was einmal die Fabrik war, ist nun die Universität. Doch keine zwei Seiten danach steht zu lesen, dass die Universität keineswegs funktioniere wie eine Fabrik. Ich denke, dass dieser offenbare Widerspruch uns auf eine Fährte führt, die die Universität als Fabrik nicht mehr nur als Metapher lesen lässt.

Gehen wir dennoch einmal mehr zurück zur anfangs dieses Textes etablierten Assoziation der Universität als Fabrik, die auf der Ebene des Metaphorischen verbleibt. Im Laufe der bemerkenswerten Ausbreitung von Kämpfen, Besetzungen und Streiks an den europäischen Universitäten im Laufe der letzten Monate organisierte die *edu-factory* unzählige Meetings (vor allem, aber nicht nur in Europa), bei denen in erster Linie die unsichtbare Verkettung dieser singulären Kämpfe thematisiert wurde. Für die Bewerbung einer dieser Veranstaltungen, die im Rahmen des deutschen Bildungsstreiks im Juni 2009 an der TU Berlin stattfand, verwendeten die Berliner VeranstalterInnen nun gerade jenes Blatt Gerhard Seyfrieds, das die Universität so aussagekräftig als Fabrik illustriert und dennoch an den wichtigsten

Merkmale der Transformationen der Wissensproduktion im kognitiven Kapitalismus vorbeigeht. Ich glaube, dass jene Widersprüche in der Fabriksdefinition der *edu-factory* nicht einfach in einer Art Verzauberung durch die mächtige Metapher der Wissensfabrik als Repressionsapparat begründet liegen, sondern dass sie — bewusst oder unbewusst — auf die Möglichkeitsbedingungen des Widerstands im Modus der Modulation rekurren.

Bei Marx haben wir gesehen, dass die zwei Perspektiven auf das Verhältnis zwischen ArbeiterInnen und Maschinen in der Fabrik auf den Unterwerfungsaspekt unter die Maschinerie reduziert wurden. Im »Postskriptum über die Kontrollgesellschaften« werden die Subjektivierungsweisen zwar keineswegs ausgeblendet, aber es erscheint das Problem der zeitlichen Abfolge von Disziplin/Repression (incl. der ihr adäquaten Widerstandsformen) und Kontrolle/Selbstregierung. Wollen wir heutige Existenzweisen und Formen der Wissensproduktion nicht einfach als aus der Abfolge von Disziplin und Kontrolle hervorgegangen verstehen, müssen wir einerseits ein komplexes und moduliertes Amalgam von sozialer Unterwerfung und maschinischer Indienstnahme konstatieren, andererseits aber auch Möglichkeiten neuer Subjektivierungsweisen und Widerstandsformen gerade unter Berücksichtigung der sich wandelnden Komplexität dieses Amalgams entwerfen. Ein Verständnis der Modulation als Simultaneität und Wechselwirkung von Disziplin und Kontrolle kann also weder auf die alten Formen des Widerstands in den Zeiten der Fabrik zurückgreifen, noch kann das widerständige Gegenüber einfach nur als Deterritorialisierung der Kontrolle gegenüber der reterritorialisierenden Disziplin konzeptualisiert werden. Die pure Anrufung von Dezentralität, Deterritorialisierung und Zerstreuung reicht nicht aus, um Fluchtlinien aus dem Gefüge von sozialer Unterwerfung und maschinischer Selbstregierung zu ziehen.

Die volle Ambivalenz der *fabbrica diffusa* im Modus der Modulation, ihre Vereinnahmungsmechanismen ebenso wie ihre Widerstandspotenziale, lässt auch die Orte der Wissensproduktion nicht nur als Orte der Kommodifizierung des Wissens und der Ausbeutung der Subjektivität aller AkteurInnen, sondern auch und vor allem als Orte neuer Formen des Konflikts verstehen. Und hier könnte schließlich auch ein Grund für das Insistieren der *edu-factory* auf einen Kampf um den traditionellen Ort der Wissensfabrik, um autonome Freiräume *innerhalb* der Universität liegen. Die Fabrik war und ist der Ort der Konzentration — was die Inwertsetzung der Arbeitskraft und was die Formen des Widerstands betrifft. In einer Situation der Prekarisierung, vor allem aber der Diffundierung, der extremen Zerstreuung der Kultur- und WissensarbeiterInnen, sind Schulen und Universitäten vielleicht die letzten Orte, in denen Konzentration möglich ist. In diesem Sinn lässt sich vielleicht in der Tat sagen: Was einmal die Fabrik war, ist nun die Universität. Und zugleich wird klar, dass die Universität als Konzentrat im Modus der Modulation neue Funktionen übernimmt. Potenziell auch als Ort der Organisation, des Konflikts, des Kampfes.

Vielen Dank an Isabell Lorey, Otto Penz und Birgit Sauer für die anregende Diskussion des Textes.

1 Bekannt wurde das Blatt Seyfrieds vor allem dadurch, dass es das Cover der ersten Auflage eines vielgelesenen universitätskritischen Buchs zierte: Wolf Wagner, *Uni-Angst* und *Uni-Bluff*, Berlin: Rotbuch 1977.

5 Mein Begriff von Modulation umfasst damit – über Deleuze hinausgehend – sowohl Aspekte der Disziplin als auch solche der Kontrolle. Deleuze entnimmt seinen Begriff der Modulation aus Gilbert Simondon's *L'individu et sa genèse physico-biologique* und setzt ihn nur im Rahmen des zweiten Paradigmas ein, vor allem in seinen ästhetischen Schriften ab 1983: in *Francis Bacon*, wo er Bacons diagrammatisierte Form beschreibt als »zeitliche, variable und kontinuierliche Gussform, auf die einzig der Name Modulation im strengen Sinne passte« (82), oder in seinem ersten Kinobuch *Das Bewegungs-Bild* (vor allem 40-44). Auch hier findet sich schon das duale Verhältnis vom Gießen der Form, von der Gussform einerseits (in diesem Fall der Fotografie, die den „unbeweglichen Schnitt“ verkörpert) und der Modulation andererseits (exemplifiziert am Bewegungs-Bild des Films, am „beweglichen Schnitt“, hier vor allem an den zwei Methoden der beweglichen Kamera und der Montage): »Die Photographie ist eine Art ‚Formguss‘: Die Gussform organisiert die inneren Kräfte einer Sache so, dass sie in einem bestimmten Moment einen Gleichgewichtszustand erreichen (unbeweglicher Schnitt). Während die Modulation nicht endet, wenn ein Gleichgewichtszustand erreicht ist, nicht damit aufhört, die Form zu modifizieren, bis zur Konstitution einer veränderlichen, kontinuierlichen und zeitlichen Form.« (43) Zur Verkettung von ästhetischer und politischer Modulation vgl. Gabu Heindl, Drehli Robnik: »Öffnungen zum Außen: Der Entwurf des Diagramms bei Deleuze und das Diagramm des Entwurfs bei OMA, Eisenman und UN Studio«, in: *UmBau – Theorie der Praxis* 19, 2002.

2 Karl Marx, *Das Kapital*, Erstes Buch, IV.13.4., MEW 23, 441 f.

6 Deleuze, »Postskriptum über die Kontrollgesellschaften«, 254.

8 Bemerkenswert war vor allem die Strenge, mit der dieser Institutionierungsvorgang vorgenommen wurde. Statt eine offene Mailinglist zu installieren, wurde die Liste anfangs nur für zwei längere Diskussionsrunden jeweils für drei Monate geöffnet und dann – auch zur Überraschung vieler List-Participants – wieder geschlossen. Einzelne AutorInnen bestimmten je eine Woche lang durch ihre Inputs spezifische thematische Linien. Gerade diese strenge Form gab den Debatten eine Kohärenz und Intensität, die in offenen Mailinglists üblicherweise nicht lange gehalten werden kann. Die Subskriptionsadresse für die Mailinglist, die inzwischen hauptsächlich über aktuelle Kämpfe und Konflikte um Wissensproduktion in den unterschiedlichsten Weltregionen informiert, lautet: edufactory-subscribe@listcultures.org, die Adresse der Website: <http://www.edu-factory.org>.

3 Derartige Erfahrungen sollten allerdings weder zu moralischen Belehrungen noch zu kulturpessimistischen Auslassungen über die Jugend von heute Anlass geben, sondern besser – wie in Deleuze' abschließenden Bemerkungen in seinem »Postskriptum über die Kontrollgesellschaften« – mit der Erkenntnis verbunden werden, dass aus den neuen Subjektivierungen eine neue Notwendigkeit hervorgeht, diese zu analysieren, und dass damit auch neue kritische Haltungen und neue Widerstandsformen entstehen: »Viele junge Leute verlangen seltsamerweise, ‚motiviert‘ zu werden, sie verlangen nach neuen Ausbildungs-Workshops und nach permanenter Weiterbildung; an ihnen ist es zu entdecken, wozu man sie einsetzt, wie ihre Vorgänger nicht ohne Mühe die Zweckbestimmung der Disziplinierung entdeckt haben.«

4 Gilles Deleuze, »Postskriptum über die Kontrollgesellschaften«, in: ders., *Unterhandlungen. 1972-1990*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1993, 254-262, hier 257.

7 Vgl. Irving Louis Horowitz and William H. Friedland, *The Knowledge Factory – Student Power and Academic Politics in America*, Chicago: Aldine 1971; Stanley Aronowitz, *The Knowledge Factory: Dis-mantling the Corporate University and Creating True Higher Learning*, Boston: Beacon 2000.

DEPRESSIONEN UND STUDENTISCHES KLASSENBEWUSSTSEIN

David
Doell

GEDANKEN ZUM STAND DES SUBJEKTS AN DER HOCHSCHULE

Die Grundlage dieses Schreibens bildet die Überzeugung, dass Theorien nicht durch die Akkumulation von objektiven Wissenssätzen sondern auch durch eine (Selbst-)Veränderung des Subjekts gewonnen werden. Damit steht dieser Text auf einer methodischen Ebene in einem grundsätzlichen Spannungsverhältnis zur herrschenden Wissensproduktion, wie sie sich in den hiesigen Philosophie- und Sozialwissenschafts-Fakultäten vollzieht. Der Erkenntnisprozess, so meine Überzeugung, ist (dialektisch) gebunden an den sozial-historischen Standpunkt des (Erkenntnis-)Subjekts und dessen praktisches Klasseninteresse, und kein freischwebender Zeitvertreib eines transzendentalen Subjekts. Ich möchte – ausgehend von eigenen Depressionserfahrungen als (prospektiv) lohnabhängige Person – auf einer theoretischen Ebene nach dem Zusammenhang von neoliberalen Spätkapitalismus und Depressionen fragen, um auf einer praktisch-politischen Ebene einige Überlegungen zu einer »Ethik« von linken Student*innen *in and against the state* der Wissensproduktionsbedingungen zu diskutieren. Mein »politischer« Vorschlag ist dabei sehr bescheiden und banal: »Solidarität statt Selbstoptimierung!«

I

Die Preisfrage der Gesellschaft für Analytischen Philosophie 2015 lautete: »Welche und wie viele Flüchtlinge sollen wir aufnehmen?«¹ Die Frage der kritischen Theorien seit Marx lautet: »Wie können wir die Gesellschaften grundsätzlich analysieren und deren Phänomene wie z.B. Krieg, Flucht, Migration als Ausdrucksformen des Kapitalismus deuten und überwinden?« Die erste Fragestellung, glaubt eine moralische Antwort im Sinne einer bürgerlichen Gerechtigkeitstheorie finden zu können, die zweite das Leid durch systemische Ausbeutungsverhältnisse in intersubjektiven Praxen aufheben zu können – und mit der Analyse des patriarchal-rassistischen Kapitalismus dazu beizutragen. Diese (keineswegs neue) Unterscheidung von »traditionellen und kritischen Theorien« steht methodisch und praktisch am Anfang unserer Überlegungen. Wenn Ich im Folgenden nach Depressionen und depressiven Student*innen frage, dann nicht danach, ob und wie viel ihnen geholfen werden soll, sondern um die Entstehungsbedingungen von depressiven Erkrankungen in einer gesteigerten Konkurrenzsituation der neoliberal-kapitalistischen Gesellschaft zu verstehen und eine Perspektive der Überwindung dieser aufzuzeigen. Beziehungsweise in diesem Fall bescheidener: danach zu fragen, welche Praktiken eine Auseinandersetzung gegen deren Bedingungen erlauben und begünstigen.



II

Bologna-Reformen, Exzellenzinitiativen, Massenuniversitäten, verstärkter Leistungsdruck, verkürzte Regel-Studienzeiten, steigenden Mietpreise bei gleichem BAföG-Satz – die Studienbedingungen verschärfen sich. Die kapitalistische Intensivierung (»Effizienzsteigerung«) affiziert mehr und mehr die Universitäten als Orte der gesellschaftlichen Wissens-Produktion und der Subjektivierung/Unterwerfung von künftigen Lohnabhängigen. Die Universität wird zu einer paradigmatischen Institution der von Deleuze so genannten »Kontrollgesellschaften.«

»Die Kontrollgesellschaften sind dabei die Disziplinargesellschaften abzulösen. »Kontrolle« ist der Name, den Burroughs vorschlägt, um das neue Monster zu bezeichnen, in dem Foucault unsere nahe Zukunft erkennt. Auch Paul Virilio analysiert permanent die ultra-schnellen Kontrollformen mit freiheitlichem Aussehen, die die alten – noch innerhalb der Dauer eines geschlossenen Systems operierenden Disziplinierungen ersetzen«²

Deleuze benutzt hier (um das Name-Dropping von kritischen Theoretiker*innen vorzumachen) 3 Namen in zwei Sätzen statt den Begriff der »Kontrollgesellschaften« richtig einzuführen. Das (ideengeschichtliche Hintergrundwissen) muss uns allerdings nicht weiter interessieren, und wir können stattdessen direkt seine Beschreibung des Wechsels in den Produktionsbedingungen, wie sie die Kontrollgesellschaften auszeichnen, betrachten:

»In der aktuellen Situation ist der Kapitalismus [in den Zentren] jedoch nicht mehr an der Produktion orientiert, die er oft in die Peripherie der Dritten Welt auslagert [...] Dieser Kapitalismus ist nicht mehr für die Produktion da, sondern für das Produkt, das heißt Verkauf oder Markt. Daher ist sein wesentliches Merkmal

die Streuung, und die Fabrik hat dem Unternehmen Platz gemacht. Familie, Schule, Armee, Fabrik sind keine unterschiedlichen analogen Milieus mehr, die auf einen Eigentümer konvergieren, Staat oder private Macht, sondern sind chiffrierte, deformierbare und transformierbare Figuren ein und desselben Unternehmens, das nur noch Geschäftsführer kennt.«³

Mit der Umstellung des Kapitalinteresses, eher weg von der Orientierung auf die Produktion und hin zu einer Orientierung auf Zirkulation, werden die alten Zentralinstitutionen der Gesellschaft Familie, Schule, Armee, Fabrik (die alle Institutionen des „Einschlusses“ oder der „Disziplinierung“ waren) ein Stückweit hinfällig. Ich kann die Entwicklung des Hochschulwesens (an dieser Stelle) nicht empirisch-soziologisch besprechen, würde aber mit Hilfe Deleuze's Begriffsrahmens die spekulative These aufstellen, dass sich (in den kapitalistischen Zentren) die Hochschulen und Universitäten zu einer der paradigmatischen »Kontrollinstitutionen« transformieren. Damit meine ich, dass die Hochschulen als Produktionsorte von Wissen eine Strategie der Mehrwertproduktion antizipieren, bei der die Subjekte dieser Produktion eher »kontrolliert« als »diszipliniert« werden. Wenn heute z.B. in Deutschland die Hälfte der Menschen eines Jahrgangs ein Studium beginnt, entsteht ein stärkerer »zwangloser Zwang« zur Distinktion und »Exzellenz«, perspektivisch eine »akademische Reservearmee«, die den Konkurrenzdruck unter Student*innen um soziale und ökonomische Positionen erheblich steigern wird. Die umfassende Modularisierung und Quantifizierung von Studienleistungen trägt dabei zur besseren Vergleichbarkeit der Leistungen in den Massenuniversitäten bei. Unter diesen Voraussetzungen und bei einer gleichzeitigen Verkürzung und *Fragmentierung* der kollektiven Studienerfahrungen, schlägt sich die neoliberale Individualisierung an den Hochschulen durch. Die Hochschule, als Unternehmen geleitet, hat sozusagen ein objektives Interesse (d.h. es liegt nicht an einer individuell moralisch „böse“ agierenden Leitung, sondern an systemischen Anforderungen) keine kritisch denkenden Student*innen sondern marktförmige Individuen hervorzubringen, die in ihrer Selbstoptimierung für die Wissensproduktion oder den Arbeitsmarkts verwertbar werden.

Diese (kaum neue) These möchte ich kurz in ihrem gesellschaftlich-geschichtlichen Kontext plausibilisieren, um die »erschöpfte Studentin« als Subform des »erschöpften Selbst« deuten zu können. Das heißt, ich möchte systematischer danach fragen, wie sich neben den Produktionsbedingungen gesamtgesellschaftlich auch Ideologien und Subjekte verändern. Im Folgenden werde ich dafür kurz auf die Theoriebildung von Boltanski/Chiapello und Ehrenberg eingehen, wie ich sie in (gleicher Formulierung) schon in meinem eher persönlichen und allgemein politischen »Depressionstext«⁴ besprochen habe.

Die ideologische Formation, die den Wandel in der Produktionsweise begleitet, arbeiten Boltanski und Chiapello in ihrer Studie *Der neue Geist des Kapitalismus* heraus. Ihre zentrale Fragestellung lautet, wie eine Lebensform beschaffen sein muss, um den Anforderungen des gegenwärtigen Akkumulationsregimes gerecht werden zu können. Eva Chiapello arbeitet in dem Text *Evolution und Kooption* heraus, dass es dem »kapitalistischen Geist« möglich war bestimmte Aspekte der Kapitalismuskritik, insbesondere solche der »Künstler*innenkritik« aufzunehmen, umzuwandeln und zu neutralisieren. So schreibt Chiapello: »In gleicher Weise lässt sich nun die Entwicklung des flexiblen Neo-Kapitalismus als das Ergebnis der aufgrund wirtschaftlicher Interessen stattfindenden Kooption von Elementen der »Künstler*innenkritik« betrachten (Individualisierung der Bewertung von Leistungen und von Karrieren, Reduzierung direkter hierarchischer Kontrolle usw.). Diese Kooption galt den Arbeitgebern als realistische Strategie zur Bewältigung der Verwaltungskrise in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts.«⁵

Entscheidende ideologische Fragmente konnte sozusagen aus dem kritischen Block der 68er-Konstellation »herausgebrochen« und von der Kapitalseite »re-absorbiert« werden:

„Die Inkorporation von Themen der »Künstler*innenkritik« in den kapitalistischen Diskurs ist inzwischen nur zu offensichtlich. Die Managementliteratur wird nicht müde zu erklären, dass Lohnarbeiter*innen mit den Veränderungen der Arbeitswelt zwar ihre Arbeitsplatzsicherheit verloren haben mögen, dafür aber heute kreativere, abwechslungsreichere und autonomere Tätigkeiten ausführen, die eine größere Nähe zur Lebensform der Künstler*innen aufweisen.«⁶

Ich möchte hier nicht auf die von Boltanski und Chiapello diagnostizierte Dialektik von Kapitalismus und Kritik und deren Probleme eingehen, sondern viel eher die sozial-psychologischen Auswirkungen auf das Individuum näher betrachten.

Die Ausbreitung des »Autonomieparadigmas« in kapitalistischer Ausbuchstabierung ist – so meine These – gerade die Bedingung für das Auftauchen der Depression als gesellschaftlich zentraler Krankheit, mithin das »Abfallprodukt« der *individualisierten Leistungsgesellschaft*. Der französische Soziologe Alain Ehrenberg diagnostiziert in dieser Hinsicht den von Deleuze beschriebenen Übergang zu »Kontrollgesellschaften« mit den ideologischen Inhalten des »neuen Geist des Kapitalismus« auch als Auftauchen eines neuen Typs von Individuen:

»Die Geschichte der Depression verläuft parallel zum Niedergang jenes Typus disziplinierter Individuen, der das Erbe des späten 19. Jahrhunderts gewesen ist und der sich bis in die 1950er und 1960er Jahre erhalten hat. [...] Schrittweise wurde eine auf Disziplin, mechanischen Gehorsam, Konformität und Verboten gründende Gesellschaft durch eine Gesellschaft verdrängt, die auf Autonomie, das heißt persönliche Leistung, Wahlfreiheit, Eigenverantwortung und die Initiative des Einzelnen setzt.«⁷

Die Absorption und Neuausrichtung des Autonomiegedankens hin zu einer *Verantwortlichmachung* des Individuums und Verpflichtung zur Leistung bringt eine ganz neue Anforderung an die Einzelnen hervor. Die Kehrseite dieser Anforderungen sind Überforderungen und Instabilität. Deswegen löst die Depression (analog zum Wandel von den »Disziplinar- zu den Kontrollgesellschaften«) die Neurose laut Ehrenberg als zentrale Krankheit der Zeit ab:

»Wenn [...] die Neurose eine Krankheit der Schuld ist, dann scheint die Depression eine *Krankheit der Verantwortlichkeit* zu sein, hier herrscht gegenüber dem Schuldgefühl ein Gefühl des Ungenügens vor. Die Depression, als deren Hauptmerkmal man einen Verlust an Selbstachtung ausmachen kann, ist eine *Pathologie der Größe*: die deprimierte Person ist der Aufgabe der Selbstwertung nicht gewachsen; sie zermürbt sie vielmehr.«⁸

Die Ausweitung der ideologischen Formation der Individualverantwortlichkeit auf alle Bereiche des Lebens konstituiert den *hyper-individualverantwortlichen* Menschen und die depressive Krankheit. Zusammengefasst korrelieren das Auftauchen des »neuen Geist des Kapitalismus« und das des *hyper-verantwortlichen* Individuums mit der Depression als spezifisch kapitalistischer Krankheit. Der Wandel von Menschen und Ideologien tritt allerdings nicht ex-nihilo als Veränderung des Bewusstseins auf, in einer Gesellschaft, die nun »freier« andere Ideale und Ziele formuliert – wie das z.B. Ehrenberg manchmal zu suggerieren scheint –, sondern auch als Produkt anderer (Re-)Produktionsbedingungen in den kapitalistischen Zentren.

Die neoliberale Subjektivierung und der zwanglose Zwang zur Selbstoptimierung an der Massenuniversität bereiten die Student*innen nicht auf das Arbeiten in Fabriken aber auf die Produktionsweisen in Unternehmen und Start-Ups des »creative capitalism« vor. Dabei verkaufen sie nicht mehr ihre »mechanische Arbeitskraft« sondern auch wesentlich ihre kreativ-intellektuellen Fähigkeiten. Die Produktionsbedingungen werden im »creative capitalism« damit weiter in das Subjekt »hinein verlegt«, und »erschöpften« dieses in neuen Weisen. Aus diesen Überlegungen heraus möchte ich einen Perspektivwechsel vorschlagen: Dass Student*innen sich besser als prospektive Lohnabhängige und Arbeiter*innen verstehen können, deren Subjektivierung (Unterwerfung) an den Universitäten eine Vorbereitung auf neue Formen der (Selbst-)Ausbeutung von intellektuell-kreativen Produktivkräften antizipiert. Dieser Perspektivwechsel wird von einem klaren praktischen Interesse geleitet, das ich im dritten Teil ansatzweise explizieren will.

III

Auf einer Makroebene scheint sich die potentielle Konfliktsituation *spekulativ* sehr übersichtlich skizzieren⁹ zu lassen: Es gibt neue Formen der gesellschaftlichen Mehrwertproduktion, welche die Universität als eine zentrale Ausbildungsstätte »benötigen« und in ihren Interessen verändern. Die potentiellen Produktivkräfte (Student*innen, Post-Docs und der auch akademische Mittelbau bis hin zu Professor*innen) leiden unter den sich prekarisierenden Bedingungen der individualisierten Massenuniversität. Die Produktivkräfte geraten in einen Konflikt mit den Produktionsbedingungen, wobei dieser Konflikt beim gegenwärtigen Bewusstseins- und Organisationsstand eher zu individueller Frustration, Erschöpfung und Depression führt als zu kollektiven »Klassenkämpfen«. Das Problem, das sich uns aus dieser Perspektive stellt ist, wie wir uns als Student*innen besser als dieser Logik Unterworfenen verstehen können und wie aus diesem Verständnis eine widerständige Organisierung entstehen kann. Diese Frage ist keine abstrakt-theoretische sondern wird gegenwärtig gestellt und diskutiert.¹⁰ Sie soll (und kann) in diesem Text nicht beantwortet werden. Vielmehr soll es bescheidener darum gehen, Fragen zu einer »Ethik« aufzuwerfen, die einerseits eine kritische Haltung gegenüber der herrschenden Wissens-Produktion einnimmt und andererseits Solidarität zwischen Student*innen stiften kann.

Auch diese Diskussion findet bereits statt: zuletzt erschien ein Text zur Kritik der Individualplanung von Unikarrieren bei Linken Studis* im *Lower Class Magazin*.¹¹ Der zentrale Gedankengang ließe sich wie folgt skizzieren: Die Student*innen der kritischen Theorien müssten sich von ihrer Fixierung auf eine Intellektuellenlaufbahn im imaginierten Dienste der kritischen Theorie lösen und kollektive Verständigungsprozesse nach alternativen Möglichkeiten für Theoriebildung und Lohnarbeitsverhältnisse anstoßen. Ein Teil der Argumentation versuchte herauszustellen, dass sich kritische Student*innen für eine erfolgreiche Unikarriere den zentralen Weisen der kapitalistischen Wissens-Produktion unterwerfen müssen, und damit auch ihr politischer Standpunkt kompromittiert würde. Ich möchte dieses Argument nicht im einzelnen diskutieren sondern im Anschluss an die methodische Grundsatzentscheidung des ersten Teils auf einer allgemeineren Ebene davon sprechen, dass gute Theoriebildung nur als Klassenauseinandersetzung zu haben ist. Das entscheidende scheint mir dabei nicht »der« Klassenkampf im »Großen« (der Streik und die Besetzung der Uni, die kollektive Selbstverwaltung aller Forschung und Lehre, die Zerschlagung der Leistungsnormen, und ein radikal egalitäres Einkommen aller Beschäftigten an der Universität bis die Lohnarbeit in der kommunistischen Gesellschaft aufgehoben wird) sondern die kollektiven Verständigungsprozesse, die einen Kampf in und gegen die Institution ermöglichen und fördern. Wie bereits gesagt möchte ich an dieser Stelle die Organisationsfrage (mangels eigenen

Bewusstseinsstands) zurückstellen und eher nach den solidaritätsstiftenden Momenten im universitären Alltag fragen.

Ich möchte fragen, wie wir als kritische Student*innen damit aufhören können pseudo-schlaue Texte zu schreiben, die nichts sagen, oder die »Welt erklären« wollen ohne konkrete Kampferfahrungen gemacht zu haben (worunter ich dieses Schreiben im Theorieteil auch kritisieren würde). Ich möchte fragen, wie wir die* Andere* nicht als Konkurrent*innen ansehen und ihnen besser zuhören können, und wie wir zugeben können, Texte und Begriffe nicht zu verstehen. Wie der gemeinsame Erkenntnisprozess als Seminarkollektiv mehr im Vordergrund stehen kann, als das Schreiben einer individuell erfolgreichen Seminararbeit. Ich denke, dass in vielen Fällen beispielsweise die eine ehrliche Verständnisfrage viel mehr zum Begreifen eines Textes beitragen kann, als die ganzen Monologe und Bezugnahmen auf andere Autor*innen, die ein umfassendes Wissen der Sprecher*innen (vor allem Sprecher) suggerieren. Ich spreche nicht davon, keine anspruchsvollen Texte mehr lesen zu wollen oder keine schwierigen Begriffe zu diskutieren. Ich gehe viel eher davon aus, dass das ganze Schein-Wissen den Erkenntnisprozess und die langfristige Auseinandersetzung mit der Sache und Selbstveränderung des Erkenntnissubjekts verstellen. Die Ideologie der Leistung, die uns beschämt etwas noch nicht zu wissen oder zu können, mit Rücksichtnahme und Verstehen-wollen »aufzusprenge«, die Waffen der Kritik auch gegen die kritischen Theorieproduktionen zu richten und uns nicht mit ihrer Naturalisierung abzufinden – das ist eine ungeheure ethische Frage.

Ich behaupte, dass es dabei nicht um eine »Arbeit an sich selbst« im individuellen Sinn geht (Integrität und kritische Haltung solipsistisch herzustellen), sondern uns die Möglichkeit über Theorie zu sprechen beispielsweise immer schon von Anderen* gegeben wird. Ich denke, dass ich diesen Text und diese Gedanken nie aufschreiben könnte, wenn mir andere, mein Mitbewohner und meine guten Genoss*innen, nicht zuhören und mich beständig kritisieren würden, wenn ich nicht ein praktisches Interesse daran hätte die kapitalistische Verhältnisse an den Universitäten und der Gesellschaft zu verändern. Ich will damit nicht auf eine naive Anerkennungstheorie zurückfallen (in der Subjekte sich einfach anders verhalten könnten, ohne die materiellen Verhältnisse umzuwerfen) sondern behaupte viel eher, dass Klassenbewusstsein in konkreten Kampferfahrungen mit anderen gewonnen wird. Allerdings ist beim Stand der jetzigen Auseinandersetzung an den Hochschule die Frage nach einer kritischen Haltung, einer »Ethik«, die sich in »Politik« aufheben will, eine sinnvolle. Anderen dabei zu helfen ihren Studienalltag nicht als individuelles Schicksal erleiden zu müssen, gemeinsam den Alltag an den Universitäten solidarischer zu gestalten, gemeinsam (bürgerliche) Dozent*innen zu kritisieren, Projektutor*innen mit kritischer Theorie und Praxis zu besetzen (ohne dabei auszublenden, damit eine systemerhaltend Funktion als unterbezahlte Lehrkraft einzunehmen), gemeinsam (Hausarbeits-) Texte zu schreiben, gemeinsam gegen die Seminardiskussionskultur aufzubegehren, gemeinsam mehr kritische Lehre einzufordern, gemeinsam für die Gestaltung der Lehrstühle zu kämpfen. All das wäre möglich, wenn wir uns organisieren. Diese Kämpfe lassen sich allerdings nicht herbeischreiben und dieser Text kann nur ein kleiner Anstoß für eine gößere Anstrengung sein. Er hofft, aus einer individuellen Leiderfahrung (Vereinzelung, Leistungsdruck, Langeweile, Erschöpfung, Depression) einen verständliche Problematisierung der Wissens-Produktion, Subjektivierungsweisen und Verhaltensweisen an den Universitäten zu leisten. Er ist ein Vorgriff auf eine Diskussion und stellt hoffentlich mehr Fragen, als dass er Antworten gibt.

1 <http://www.gap-im-netz.de/de/preise/gap-preisfrage.html>

2 Deleuze, *Postskriptum über die Kontrollgesellschaften*, S. 14. In: Christoph Menke / Juliane Rebentisch (Hrsg), *Kreation und Depression. Freiheiten im gegenwärtigen Kapitalismus*. Frankfurt 2012.

3 Ebd.

4 <https://www.klassegegenklasse.org/good-for-something/>

5 Chiapello, *Evolution und Kooption*, S. 49. In: Christoph Menke / Juliane Rebentisch (Hrsg), *Kreation und Depression. Freiheiten im gegenwärtigen Kapitalismus*. Frankfurt 2012.

6 Ebd., S. 50.

7 Ehrenberg, *Depression: Unbehagen in der Kultur oder neue Formen der Sozialität*, S. 53. In: Christoph Menke / Juliane Rebentisch (Hrsg), *Kreation und Depression. Freiheiten im gegenwärtigen Kapitalismus*. Frankfurt 2012

8 Ebd., S. 54.

9 Die historisch-materialistische Analyse von empirischen Daten der Hochschulveränderung ist natürlich eine notwendige Bedingung, um dieser spekulativen These im Konkreten zu ihrer praktischen Entfaltung zu verhelfen.

10 Z.B. beim „Unterbau“: <https://unterbau.org/>

11 <http://lowerclassmag.com/2017/03/wir-brauchen-eine-diskussion-ueber-die-karriereplanung-der-linken-studis/>

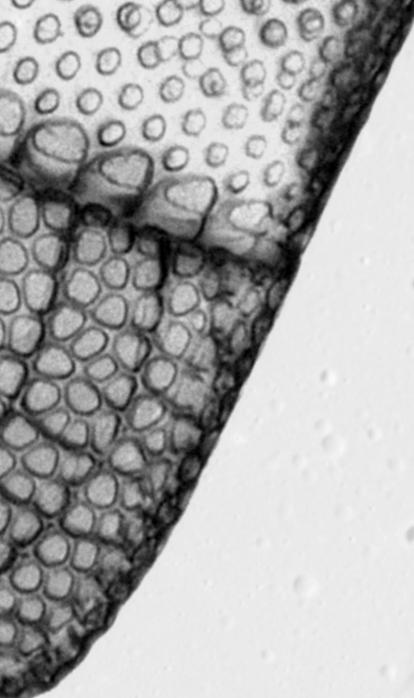
FAKTISCH WERDEN



WIDERSSTAND

MUS

2017



FALSCHES BEWUSSTSEIN UND WIDERSTAND HEUTE

**Marco
Ebert**

flasche bier is besser odern joint. und einen, der sich gerade einen reinzieht und dem es von der jacke lacht: atomkraft? nein danke!, lächelt b. an und sagt: wenn wir nur genug rauchen, hörn die schon auf mit ihren akws. der typ lacht zurück.

aus: Ronald M. Schernikau, *Kleinstadtnovelle*

Als das Referat für Ökologie und Umweltschutz vor einiger Zeit eine Veranstaltung zum Thema »Kapitalismus und Nachhaltigkeit« machte, meldeten sich ein paar Studierende aus dem Publikum zu Wort und kritisierten, die in ihren Augen zu pessimistische und praxisfeindliche Einstellung des Vortrags, der den Zuhörer_innen nahelegte, sich mit materialistischer Gesellschaftskritik, statt mit Solarenergie und Veganismus zu beschäftigen. Es sei die kapitalistische Akkumulationslogik, die jeden Nachhaltigkeitsaktivismus früher oder später scheitern ließe, so der Referent der Veranstaltung. Die Studierenden hielten dagegen und befanden, dass eine Einschränkung von Konsum ein wichtiger Schritt in Richtung einer umweltbewussteren und gerechteren Gesellschaft sei und dem »konsumistischen Zeitgeist« Widerstand leiste (Zitat Studierende). Der folgende Artikel stellt eine Auseinandersetzung mit der Meinung der Studierenden dar.

Politisch passiv, fatalistisch, sich mit den Interessen der Herrschenden statt mit den der eigenen Klasse identifizierend, unfähig eigene Bedürfnisse zu entwickeln, schließlich auf mögliche Alternativen und die Freiheit mit aggressiver Abwehr reagierend – so in etwa wird das falsche Bewusstsein in vielen Texten der anti-autoritären Studentenbewegung der späten 1960er Jahre an den westdeutschen Unis charakterisiert. Diese Beschreibung stellt zuletzt eine Reflexion auf die ausbleibende gesellschaftliche Solidarisierung nach dem Mord an dem West-Berliner Studenten Benno Ohnesorg, sowie die feindliche Stimmung gegenüber den Studierenden in der breiten Bevölkerung dar. Der so skizzierte Begriff von falschem Bewusstsein, ist heute jedoch nicht mehr in jedem Punkt zutreffend und muss deshalb den sich veränderten gesellschaftlichen Bedingungen angepasst werden, wenn seine kritische Schärfe erhalten bleiben und der Inhalt nicht in bloßem Dogmatismus erstarren soll.

Widerstand scheint heute allgegenwärtig. Obschon immer seltener als solcher bezeichnet, ist der Wunsch eine Alternative zu der erfahrenen Wirklichkeit anzubieten, stärker denn je. In der Mensa greift man immer öfter zum veganen »Umweltessen«, eben der Natur zu liebe oder gegen die Abholzung der Wälder oder was auch immer sich das Marketingteam des Studentenwerks und die Kund_innen dabei denken mögen. Geschenke werden besser in alten Zeitungen eingepackt, wie es vor einigen Monaten das studentische Nachhaltigkeitsbüro riet, um eben bei sich und den eigenen Freunden mit der ökologischen Weltrettung zu beginnen. Und auf die Buttons und Aufnäher, die die politische Zugehörigkeit der Besitzer_innen und das



Distinktionsbedürfnis gegenüber dem »Mainstream« für alle sichtbar nach außen tragen sollten, folgte der bedruckte Jutebeutel, wahlweise auch in der Bio-Variante. Oder all das in der etwas sympathischeren, aber nicht minder falschen, hedonistischen Variante: Koksen, Kotzen, Kommunismus – Exzess als Gesellschaftskritik, wie es viele linke Partys in der Berliner Politblase versprechen. Und wenn schon nicht die Assoziation freier Menschen am Ende wartet, so doch das wohlige Gefühl Teil einer kritischen Masse zu sein und gegen gesellschaftliche Arbeitsmoral und Lustfeindlichkeit den eigenen Rausch aufgeboten zu haben.

Allen genannten Beispielen gemein ist, dass in ihnen der Konsumakt als Hebel gesellschaftlicher Veränderung verstanden wird. Und obschon das als falsch zu kritisieren ist, erscheint diese Wahrnehmung doch dem gegenwärtigen Zustand gesellschaftlicher Subjektivität angemessen. Hier erfährt sich das Subjekt, dessen Entscheidungsgewalt in unserer Gesellschaft weitestgehend auf den Bereich des Konsums beschränkt wurde. Wo nichts mehr zu entscheiden ist, wird der Einkauf und die Wahl der Party zur Gewissensfrage aufgebauscht.

Ganz so als seien es nicht die Menschen, die die Waren produzierten, sondern genau andersherum verhalten sich die Menschen zu ihren eigenen Produkten. Die Persönlichkeit erscheint heute nicht selten als die Summe der konsumierten Güter. Wenn durch den Kauf einer bestimmten Marke oder einer Ware, die eigene Identität und die politische Kritik ausgedrückt und dadurch schließlich die Gesellschaft zum besseren verändert werden soll, dann entspricht das dem von Marx beschriebenen Warenfetisch. Wenn etwa der Konsum von McDonalds oder apple-Produkten eine Nähe oder gar Zustimmung zum kapitalistischen System ausdrücken soll und umgekehrt der Einkauf in kleinen Läden oder dem nächsten Bauernhof Distanz und Kritik am

Kapitalismus anzeigen soll, deutet das auf ein falsches Bewusstsein hin, das ein allgemeines ist und nicht bloß der Unwissenheit Einzelner entspringt. Eine solche Kritik die zwar unter Umständen Produktions- und Konsumptionsbedingungen in Frage stellt, aber nicht auf die Produktionsverhältnisse selbst eingeht, die beide Sphären zusammenhalten und in ihrer gegenwärtigen Form erst hervorbringen, bleibt daher bestenfalls windschief, in jedem Fall aber falsch.

Was mit dem Konsum reproduziert wird, ist schon längst nicht mehr nur die physische Arbeitskraft, sondern auch jene psychischen Voraussetzungen, um die bleierne Monotonie des Arbeitsalltags und alle weiteren dem Individuum zugefügten Beschädigungen zu ertragen. Sein Produkt ist die Fähigkeit *und* Bereitschaft im gesellschaftlichen Getriebe weiterzumachen. Seien es nun das Feierabendbier, der Jahresurlaub oder das gute Gewissen nach dem Einkauf im veganen Supermarkt.

Die von Marx polemisch beschriebene doppelte Freiheit des Proletariats, weist auf das falsche Bewusstsein von Freiheit in unserer Gesellschaft. Marx versteht darunter die Freiheit des Proletariats zu arbeiten, zugleich aber auch dessen Freiheit von Produktionsmitteln, und diese zweite Freiheit hebt die erste wieder auf. Will er leben, so *muss* er arbeiten. Die Aufhebung der ersten Freiheit durch die zweite wird in der bürgerlichen Gesellschaft jedoch schlicht ausgeblendet. Der Arbeitsvertrag, in dem sich Arbeiter und Kapitalist als vermeintlich ebenbürtige Verhandlungspartner gegenüber treten, verdeckt die gesellschaftliche Gewalt, die den Arbeiter immer wieder in die Personalbüros der Unternehmen treibt. Die Gewalt, das sind die Eigentumsrechte an den gesellschaftlichen Produktionsmitteln. Menschen die nicht arbeiten, kann darüber ganz einfach und legal der Zugang zu Nahrung, Kleidung und Wohnung verweigert werden.

Ähnlich verhält es sich mit dem Konsum und Freiheit. Auch hier herrscht ein falsches Bewusstsein, wenn die Konsumfreiheit, die den Menschen proportional zu ihrem Einkommen gewährt wird, mit einer allgemeinen Freiheit der Menschen gleichgesetzt wird. In einer Gesellschaft also, in der, der Konsumakt zur Substitution einer ganzen Reihe von Eigenschaften und Bedürfnissen herreichen muss, kann es nicht verwundern, dass er eine so herausragende Rolle im gesellschaftlich produzierten Bewusstsein einnimmt. Nicht nur im Konsumieren selbst, sondern auch im Einschränken des Konsums werden gesellschaftlich formierte Bedürfnisse befriedigt, die selbst die Menschen wieder an diese Gesellschaft ketten. Vermeintlicher Widerstand gegen die Konsumsphäre der Gesellschaft wird selbst wieder zur Affirmation der bestehenden Gesellschaft, weil sie den Konsum benötigt (und mit diesen immer auch die Lohnarbeit, die den Konsum ja erst ermöglicht), um an ihm, dem Kauf eines Sportwagens für die einen und dem Boykott von Coca-Cola für die anderen, das Bedürfnis nach Sinngabe, Distinktion und Individualität vermeintlich zu befriedigen. Konsum des einen Produkts für einen und Boykott eines anderen Produkts für einen anderen können für zwei verschiedene Menschen jeweils die gleichen gesellschaftlich formierten Bedürfnisse (nach Abwechslung, Individualität oder Autonomie) befriedigen. Freiheit durch Konsum und Freiheit durch Verzicht sind dann bloß zwei Seiten ein und desselben falschen Bewusstseins von der herrschenden Gesellschaft. Die spezifische Einrichtung unserer Gesellschaft bringt schließlich neue, formierte Bedürfnisse hervor, die nur durch die Gesellschaft selbst, durch Arbeit und Konsum befriedigt werden können — ein *circulus vitiosus*, wie Herbert Marcuse in *Der eindimensionale Mensch* treffend bemerkt.

Vernunft und Reflexion können nicht erzwungen werden, schon gar nicht durch verordnete Askese. Sinnvoller Widerstand gegen die herrschenden Zustände würde jedoch mit Aufklärung beginnen. Aufklärung auch über die sich als links verstehenden Versuche widerständiger Praxis, die doch so oft nur die Reproduktion der gesellschaftlichen Gewalt unter anderen Vorzeichen und mit anderen Mitteln ist. Wir müssten fragen, was diese Gesellschaft mit uns macht und wie sie uns bestimmt. Und dabei können wir die scheinbar von Gesellschaft unberührten Bereiche, wie etwa unser Bewusstsein und unsere Bedürfnisse, nicht außen vor lassen.

COMMUNIQUÉ EINER ABWESENDEN ZUKUNFT (2009)

Research
and Destroy

Anmerkung der Redaktion: Der folgende Text ist vom Blog wewanteverything.wordpress.com und wurde 2009 im Zuge der Proteste gegen das amerikanische Universitätssystem und dessen Ökonomisierung veröffentlicht. Student*innen, Schüler*innen und Angestellte gingen damals in Kalifornien auf die Straße. Anlass war eine Erhöhung der Studiengebühren um 32%. Der Text spiegelt die amerikanische Situation wieder und kann nicht in allen Punkten auf die deutschen Verhältnisse übertragen werden. Allerdings beschreibt er viele Missstände, die auch uns betreffen und ist in seiner sprachlichen Schärfe und seiner Wut ein Erinnerungswürdiges Dokument an vergangene, doch damit nicht beendete Kämpfe. Mit ihrer sympathischen aber

ungenügenden Konzentration auf die kommenden Aufstände und die Etablierung von Netzwerken der Solidarität werden die Genoss*innen, nach Meinung der Redaktion, einem entscheidenden Punkt revolutionärer Praxis jedoch nicht gerecht. Der Frage nach dem »day after«. Die Frage nach dem »Wie« der nichtkapitalistischen Reproduktion von komplexen digitalen Gesellschaften darf nicht dem Zufall überlassen werden. Sonst folgt aus den Aufständen Barbarei. Wir müssen Modelle entwickeln, die uns Möglichkeiten einer Reproduktion jenseits von Staat, Nation und Kapital aufzeigen und diese auch als Argumente gegen die kapitalistische Traurigkeit einsetzen. Um dies zu leisten, bräuchte es kommunistische Forschungskollektive.

Die Universität ist bankrott, ebenso wie die Gesellschaft als deren ergebene Dienerin sie sich bisher gegeben hat. Dieser Bankrott ist kein ausschließlich finanzieller. Er ist das Indiz einer Fundamentalinsolvenz, sowohl ökonomisch wie politisch, die sich schon lange in Vorbereitung befand. Niemand kann mehr sagen, was die Universität überhaupt sein soll und intuitiv haben wir dies schon längst gewusst. Verloren ist das alte Projekt der Schaffung einer kultivierten und gebildeten BürgerInnenschaft; ebenso verloren sind die besonderen Vorteile der TrägerInnen akademischer Titel auf dem Arbeitsmarkt. Was bleibt sind bloße Fantasien, vergehende Geister, die sich an schlecht gewarteten Hallen festklammern.

Zersplitterte Architekturen, der Geist entschwundener Ideale, Insignien einer toten Zukunft: die Überbleibsel der Universität. Wir, die Übriggebliebenen, sind kaum mehr als eine Anhäufung von Pflichten und Gesten, von QuerulantInnen. Wir schlurfen durch Tests und Aufgaben mit einer Art gedankenloser und stummer Hörigkeit, verankert in unausgesprochenem Ressentiment. Nichts interessiert, nichts berührt. Die Weltgeschichte mit ihrem Festumzug an Katastrophen, ist kaum mehr real als das Fenster, in welchem sie erscheint. Für all jene, deren Adoleszenz durch die Post-9/11-Hysterie vergiftet wurde, ist die öffentliche Debatte nichts außer einer Aneinanderreihung von Lügen und eines Schauspiels, bei dem es mal krachen könnte (auch wenn es das nicht tut). Angetrieben von dem vagen Verlangen, das etwas passieren müsste — ohne uns zu erträumen, wir selbst könnten dafür sorgen — fanden wir Halt in der schillernden Homogenität des Internets, fanden Unterschlupf bei FreundInnen, die wir nie kennenlernen, deren gesamte Existenz eine Kette an Meldungen und unsinnigen Bildern ist, ihr einziger Diskurs das Geschwätz der Warenförmigkeit. »Sicherheit«, »Damals...« und »Komfort« waren uns Signalwörter. Wir schweben über der Haut der Welt ohne uns zu berühren und bewegt zu werden. Wir führen unsere Einsamkeit von Ort zu Ort.

Aber für unsere Verlorenheit können wir dankbar sein: Entmystifizierung ist jetzt kein Projekt mehr, sondern unser Zustand. Das universitäre Leben erscheint uns endlich als das, was es immer war. Eine Maschine, die gefällige ProduzentInnen und KonsumentInnen produziert. Selbst Freizeit ist eine Form der Berufsvorbereitung. Die Opfer-Crews in ihren Verbindungen (Fraternities) betäuben sich im Alkohol mit derselben Hingabe, wie AnwältInnen ihre Überstunden im Büro sammeln. Jene Kids, die früher gekiff und geschwänzt haben, knallen sich jetzt Ad-derall und schleppen sich auf Arbeit. Auf den McFit-Laufbändern füttern wir die Diplomfabrik mit Strom, laufen rastlos in Kreisen.

Es gibt wenig Sinn, sich die Universität von damals als entspannten Elfenbeinturm in Arkadia zu erklären. »Work Hard — Play Hard« war das hingebungsvolle Motto einer Generation, die trainiert, um zu ... wofür? — Um Herzen in Cappuccinoschaum zu

zeichnen und Namen und Zahlen in Datenbanken zu hämmern. Die schimmernde Technozukunft des amerikanischen Kapitalismus, wurde schon vor langer Zeit verschnürt und nach China verschifft, im Austausch für ein paar weitere Jahre geborgten Müll. Ein akademischer Titel ist heute nicht mehr wert als eine Aktie von General Motors. Wir kaufen und wir leihen, um weiter zu kaufen und zu leihen. Die Jobs, für die wir uns vorbereiten, sind die, die wir schon haben. Fast drei Viertel aller StudentInnen arbeiten neben dem Studium, oftmals in Vollzeit, für die meisten ist die Beschäftigungsrate während des Studiums die gleiche, die uns nach unserem Abschluss erwartet. Währenddessen bekommen wir keine Ausbildung, sondern Schulden. Wir arbeiten, um das Geld zu verdienen, das wir bereits ausgegeben haben und unsere zukünftige Arbeit wurde bereits auf dem schlimmsten aller Arbeitsmärkte verscherbelt. Die durchschnittliche Verschuldung bei StudentInnen wuchs um 20% in den ersten 5 Jahren des 21. Jahrhunderts; und etwa 80-100% für StudentInnen of colour. Das Volumen studentischer Darlehen — umgekehrt proportional zur staatlichen Bildungsförderung — stieg um fast 800% von 1977 bis 2003. Was der geliehene Unterricht uns ermöglicht, ist das Privileg bis an unser Lebensende monatliche Zahlungen zu leisten. Was wir lernen ist eine Choreographie des Kredits. Man kann sich nicht mehr zum Seminar bewegen, ohne das nächste Stück Plastik mit 20% Verzinsung offeriert zu bekommen. Wer gestern noch den Abschluss in Finanzwirtschaft gemacht hat, erkaufte sich das Sommerhäuschen mit der düsteren Zukunft der heutigen GeisteswissenschaftlerInnen.

Dies sind die Aussichten, auf die wir uns seit der Grundschule vorbereiten. Die unter uns, die hierher gekommen sind um sich ihre Privilegien beglaubigen zu lassen, haben ihre Jugend ausgehändigt an eine Walze aus TutorInnen, eine Flut psychologischer Tests, an obligatorische wohltätige Dienste — eine zynische Sammlung an Halbwahrheiten für die stimmige Bewerbung. Es überrascht nicht, dass wir damit loslegen, uns selbst zu zerstören, kaum dass wir den Argusaugen elterlichem Überwachens entkommen sind.

Andererseits sind sich die von uns, die hier sind, um ökonomische und soziale Ungleichheiten zu transzendieren darüber im Klaren, dass für jedeN von uns, der oder die »es schafft«, zehn weitere unseren Platz einnehmen — wir spielen ein Nullsummenspiel, wenn doch überhaupt der sozioökonomische Status die studentischen Erfolge am sichersten vorauszusagen weiß. Jenen von uns, die die Demographie »MigrantInnen«, »Minderheiten«, oder »people of colour« nennt, wurde eingeredet an die Leistungsgesellschaft zu glauben. Aber wir haben verstanden, dass wir nicht verachtet werden trotz unserer Leistung, sondern exakt wegen ihr. Wir wissen auch, dass die Kreisläufe, durch die wir uns aus der Gewalt unserer Herkunft befreien, nur das Elend der Vergangenheit in anderer Gegenwart reproduzieren. Wenn die Universität vorrangig lehrt, wie man sich verschuldet, wie

man seine Arbeitskraft verschwendet, wie man seinen Angststörungen erliegt, so lehrt sie uns im gleichen Moment, zu KonsumentInnen zu werden. Bildung ist, wie alles andere auch, eine Ware und wir verlangen sie, ohne sie wirklich zu wollen. Sie ist ein Ding und sie macht ihre KäuferInnen zu Dingen. Die eigene Position im System, die Stellung zu anderen, wird zuerst mit Geld erkaufte und dann erst mit dem zur Schau stellen von Unterwürfigkeit. First we pay, then we »work hard«. Hinzu kommt die Spaltung; wir sind Kommandierte und kommandieren, wir konsumieren und werden konsumiert. Es ist das System selbst, dem wir folgen, die kalten Bauten, die unsere Unterwürfigkeit durchsetzen. Jene die unterrichten, werden mit demselben Respekt behandelt wie ein automatisierter Nachrichtendienst. Es regiert die Kundenzufriedenheit: War der Kurs einfach? Der Dozent heiß? Hat jeder letzte Depp die Bestnote erlangen können? Wieso sollte man sich Wissen aneignen, wenn man es mit ein paar Tastenklcks aufrufen kann? Wer braucht schon Gedächtnis, wo wir doch das Internet haben? Ein bisschen Gedächtnis-raining? Euer Ernst? Ein wenig moralische Vorbereitung? Dafür haben wir Antidepressiva.

Unterdessen sind die AbsolventInnen, angeblich die am politisch-aufgeklärtesten unter uns, zugleich die Hörigsten. Die »Berufung«, für die sie schufften, ist nichts als die Drohung, aus dem Raster zu fallen oder gleich aus dem Arbeitsmarkt. JedeR AbsolventIn ist ein Möchte-Gern Robinson Crusoe und erträumt sich eine ökonomische Insel, von den Anforderungen des Marktes abgetrennt. Doch erhält sich diese Phantasie nur durch eine unbeirrbar Unterwerfung unter den Markt. Es scheint nicht einmal mehr ein gefühlter Widerspruch darin, tagsüber eine umfassende Kritik des Kapitalismus zu liefern und des Nachts den eigenen Lebenslauf zu polieren. Das unsere Freude unsere Arbeit ist, hält unsere Symptome nur unter Kontrolle. Ästhetik und Politik kollabieren unter der Substituierung von Ideologie durch Geschichte: Bier und Beaux Arts und noch ein Seminar zu Frage des Seins, das zunehmende Verschwimmen der Schriftart, für jeden Pixel hat irgendwo irgendwer gezahlt, nicht-Ich, nicht-hier, wo alles, was aufscheint, gut ist und alle Güter erwerblich sind, per Kredit.

Die Lehre ist nur noch das ausgebliehene Überbleibsel eines an die kapitalistische Logik angepassten Feudalsystems — von dem Kommandoposten der StardozentInnen zu den dicht gedrängten Reihen der AssistentInnen und deren Gefolge, deren Bezahlung ein Witz ist. Es mieft nach Kloster, mit all den gotischen Ritualen einer Benediktiner-Abtei und all den komischen theologischen Behauptungen von der Noblesse dieser Beschäftigten, deren altruistischer Essenz. Die Handlanger sind nur allzu glücklich, Gehilfe für den Meister zu spielen, nicht fähig auszurechnen, dass neun von zehn von uns vier Kurse pro Semester unterrichten müssen, um die Schecks von denen auszulosten. Jenem Zehntel, die die Phantasie aufrecht erhalten, wir könnten »der Eine« sein: Natürlich werde ich der Star und ich bekomme die aussichtsreiche Stelle mit Perspektive auf auf einen unbefristeten Vertrag, gleich in der großen Stadt, wo mich die durchgen-trifizierte Nachbarschaft erwartet.

Wir finden uns also wieder, dass wir Marx' elfte These zu Feuerbach interpretieren: »Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert. Es kommt darauf an, sie zu verändern.« Am besten wäre es, wir imitieren den Phönix und gehen beim Erreichen der Grenzen unserer Kritik zugrunde, nur um erneut zu beginnen, an unserem wohl untilgbarem Ausgangspunkt. Wir bewundern den ersten Teil dieser Performance; sie leuchtet den Weg. Doch wir benötigen Werkzeug, um an jenem Punkt mit dem suizidalen Gedanken zu brechen, sich an der Praxis aufzuhängen. Die gleichen Leute, die »Kritik« praktizieren, sind für Zynismus am empfänglichsten. Aber wenn Zynismus nichts anderes ist als die verkehrte Form von Enthusiasmus, dann findet sich hinter jeder frustrierten linken Akademikerin eine latente

Radikale. Das Schulterzucken, die stumpfe Mimik, das Winden vor Scham, wenn diskutiert wird, dass die USA eine Million IrakerInnen zwischen 2003 und 2006 ermordet hat, dass jeder letzte Cent der den ärmsten AmerikanerInnen abgetrotzt wird, dem Bankensektor in den Rachen geworfen wird, dass der Meeresspiegel steigt, Milliarden sterben werden und wir nichts tun können — diese unbehaglichen Regungen stammen von der Zerrissenheit zwischen dem Sein und Soll der aktuellen Linken. Man ist sich bewusst, dass es keine Alternative gibt und doch weiß man, dass eine andere Welt möglich ist. Wir sind nicht derart verdrossen. Die Synthese beider Positionen ist genau vor uns. Eine andere Welt ist nicht nur möglich, sie ist notwendig. Das Sein und das Soll sind eins. Der Kollaps der Weltwirtschaft ist hier und jetzt.

//

Die Universität hat keine eigene Geschichte; ihre Geschichte ist die Geschichte des Kapitals. Ihre essenzielle Funktion ist die Reproduktion der Beziehung zwischen Kapital und Arbeit. Wenn auch kein ordentlicher Konzern, den man kaufen und verkaufen kann, der seinen InvestorInnen Gewinn ausschüttet, so führt die öffentliche Universität diese Funktion so effizient wie möglich aus und nimmt immer mehr die Form eines Konzerns an. Was wir erleben, ist das Endspiel dieses Prozesses, in welchem die Fassade der Bildungsinstitution gänzlich einer unternehmerischen Uniformität weicht. Selbst in den goldenen Jahren des Kapitalismus, die dem zweiten Weltkrieg folgten und bis in die späten 1960er reichten, war die Universität bereits dem Kapital untergeordnet. Auf dem Höhepunkt der öffentlichen Subventionierung des Hochschulwesens, in den 50ern, wurde die Universität bereits umgestaltet mit dem Ziel, Technokraten zu produzieren, ausgestattet mit den notwendigen Fertigkeiten, um den Kommunismus zu bekämpfen und amerikanische Hegemonie zu erhalten. Die Rolle der Universität war es, während des kalten Krieges die liberale Demokratie zu legitimieren und die erdachte Gesellschaft von freien wie gleichen BürgerInnen zu erhalten — eben genau da niemand frei und niemand gleich war. Doch war diese ideologische Funktion der öffentlichen Universität nach Ende des zweiten Weltkrieges ausreichend gefördert, änderte sich die Situation irreversibel in den 1960ern und kein noch so langes sozialdemokratisches Schuhgeklackere konnte die tote Welt des Nachkriegsbooms wiederbringen.

Zwischen 1965 und 1980 begannen die Profitraten zu fallen. Zuerst in den USA, dann im Rest der industrialisierten Welt. Wie sich herausstellte, konnte der Kapitalismus das von ihm ermöglichte gute Leben nicht erhalten. Für das Kapital erscheint Überfluss als Überproduktion, von der Arbeit frei zu sein als Arbeitslosigkeit. Mit Beginn der 1970er begann der Kapitalismus einen unaufhaltsamen Niedergang in welchem Beschäftigung prekariert wurde und die Löhne in der ArbeiterInnenklasse stagnierten, während jene an der Spitze zeitweise für ihr obskures finanzielles Nekromantentum belohnt wurden, dass sich letztendlich selbst nicht erhalten ließ. Für die öffentliche Bildung hatte der lange Abstieg sinkende Steuereinnahmen zur Konsequenz, aufgrund sinkender Wachstumsraten und der Priorisierung von Steuerkürzungen für geplagte Unternehmen. Der Raubzug durch die öffentlichen Gelder traf Kalifornien und den Rest der Nation in den 1970ern und wird seitdem mit jedem neuen Abschwung der Wirtschaft wiederholt. Wenn sie auch nicht direkt dem Markt verpflichtet ist, so ist die Universität und ihr Gefolge doch derselben Logik der Kosteneinsparung unterworfen, wie auch die anderen Industrien; fallende Steuereinnahmen haben die Prekarisierung der Arbeit unausweichlich gemacht. Auf ProfessorInnen im Ruhestand folgten keine unbefristeten Neuanstellungen, sondern prekäre wissenschaftliche MitarbeiterInnen, AssistentInnen, DozentInnen, die den Job für weniger Lohn verrichten. Erhöhte Studiengebühren kompensieren die Kürzungen, während die Studierenden Geld für Jobs bezahlen, die sich schon längst in Luft aufgelöst haben. Inmitten unserer aktuellen

Krise — und sie wird lang und zäh — wünschen sich viele Linke eine Rückkehr zu dem goldenen Zeitalter der öffentlichen Bildung. Naiv erträumen sie sich, die Krise der Gegenwart sei eine Möglichkeit für die Rückkehr der Vergangenheit. Doch die Wohlfahrtsprogramme, die an hohe Profitorate und wirtschaftliches Wachstum geknüpft waren, sind verschwunden. Wir sollten gar nicht erst versuchen, verzweifelt nach dem Unwiederholbaren zu verlangen und dabei die offensichtlichen Fakten zu ignorieren, dass es keine autonome öffentliche Universität im Kapitalismus geben kann. Die Universität ist der realen Krise des Kapitalismus unterworfen und das Kapital benötigt keine liberalen Bildungsprogramme. Die Krise der Universität heute ist die Krise der Reproduktion der ArbeiterInnenklasse, die Krise einer Zeit in dem das Kapital uns als ArbeiterInnen nicht mehr benötigt. Wir können die Universität den Anforderungen des Marktes nicht entreißen, indem wir eine Rückkehr des öffentlichen Bildungssystems fordern, damit ergeben wir uns den Stromlinien genau jener Marktlogik, auf dem das System basiert. Die einzige Autonomie, die wir zu erreichen hoffen können, liegt jenseits des Kapitalismus. Für unsere Kämpfe bedeutet das, dass wir hinter diese Erkenntnis nicht zurückfallen dürfen. Die bisherigen studentischen Kämpfe sind Relikte einer verschwundenen Welt. In den 1960ern, als der Nachkriegsboom gerade erst sich zu entfalten begann, hatten Linksradikale innerhalb der universitären Beschränkung verstanden, dass eine andere Welt möglich ist. Enttäuscht vom technokratischen Management, im Versuch die Ketten des gesellschaftlichen Konformismus zu brechen, verweigerten sie sich der entfremdeten Arbeit in einem Zeitalter des Überflusses. Der Modus ihrer Radikalisierung war zu düftig mit der Logik des Kapitals verbunden war, was ein Übergreifen ihrer Bewegung verhinderte. Der studentische Widerstand gegen den Vietnamkrieg verstand die Kritik des Kapitalismus in seiner Ausprägung als koloniale Kriegsmaschine, aber nicht die Ausbeutung der Arbeitskraft. Und so wurden die Studierenden von der ArbeiterInnenbewegung, mit ihren ganz anderen Problemen, getrennt. Im Halbschatten des Nachkriegsbooms war die Universität dem Kapital noch nicht in jenem Maße verpflichtet, wie sie es derzeit ist und die Studierendenschaft war durch Verschuldung und einem verwüsteten Arbeitsmarkt noch nicht derart proletarisiert.

Gerade deswegen sind unsere Kämpfe auch fundamental anders. Die Armut der Studierendenschaft ist endgültig: es gibt den versprochenen Ausstieg nicht. Wenn die ökonomische Krise der 1970er der politischen Krise der 1960er den Rücken brach, so bedeutet die Tatsache, dass die aktuelle ökonomische Krise den kommenden politischen Aufständen vorausgreift. Dass wir endlich die Neutralisierung und Assimilierung unserer bisherigen Kämpfe überwinden könnten. Es gibt kein Zurück zum Normalzustand.

III

Unser Ziel ist es, die Kämpfe an den Universitäten an ihre Grenzen zu bringen. Doch obwohl wir die Privatisierung der Universität und ihr autoritäres System verurteilen, so fordern wir doch keine Strukturreform. Wir verlangen keine freie Universität, sondern eine freie Gesellschaft. Eine freie Universität inmitten der kapitalistischen Gesellschaft ist wie ein Studierzimmer in einem Gefängnis; es dient nur der Ablenkung von den Gräueln des Alltags. Stattdessen versuchen wir die Wut der enteigneten Studierenden und ArbeiterInnen in eine Kriegserklärung münden zu lassen. Unser erstes Ziel muss es sein, die Universität am Funktionieren zu hindern. Wir müssen den Fluss der Körper und den Strom der Dinge unterbrechen und die Arbeit zum Erliegen bringen. Wir werden blockieren, besetzen und nehmen was, uns gehört. Anstatt diese Unterbrechungen als Hindernisse zum Dialog oder Verständnis zu betrachten, sehen wir sie als das, was wir zu sagen haben, wie wir wünschen, verstanden zu werden. Das ist die einzige Position von Bedeutung, die es zu beziehen

gilt, wenn eine Krise die widerstreitenden Interessen im gesellschaftlichen Fundament ans Licht zerrt. Aufrufe zur Einheit sind grundsätzlich nichtssagend. Es gibt keine Gemeinsamkeit zwischen denen, die den Status Quo erhalten wollen und denen, die suchen ihn zu zerstören.

Der Kampf an den Universitäten ist einer von vielen, ein Sektor, an dem der nächste Zyklus aus Ablehnung und Aufstand begonnen hat — am Arbeitsplatz, in der Nachbarschaft, in den Slums. Unsere Zukunft ist gemeinsam und so wird sich unsere Bewegung an anderen beteiligen müssen, über die Mauern des universitären Sammelsuriums hinweg werden wir uns in die Straßen ergießen. In den letzten Wochen haben Lehrer der Bay Area, BART-Angestellte und Arbeitslose mit Streiks und Demonstrationen gedroht. Jede dieser Bewegungen kämpft gegen eine andere Facette der erstarkenden Angriffe des Kapitalismus auf die ArbeiterInnenklasse. Einzeln betrachtet, erscheinen sie alle klein, kurzsichtig und ohne Hoffnung auf Erfolg. Gemeinsam jedoch sind sie das Anzeichen der Möglichkeit von ausgedehntem Widerstand und Verweigerung. Unsere Aufgabe besteht darin, uns über unsere geteilten Verhältnisse klar zu werden, die wie ein versteckter Wasserspiegel die Kämpfe versorgen.

Wir haben diese Form des Widerstandes kürzlich gesehen, eine Rebellion die in den Klassenräumen begann und nach außen strahlte, um die gesamte Gesellschaft zu ergreifen. Vor gerade einmal zwei Jahren hat die Anti-CPE Bewegung in Frankreich im Kampf gegen eine Reform, die es ArbeitgeberInnen ermöglicht, junge ArbeiterInnen grundlos zu feuern, Massen auf die Straße gebracht. SchülerInnen und Studierende, LehrerInnen, Eltern, Basisgewerkschaften und Arbeitslose sowie Jugendliche aus den Banlieues fanden sich auf derselben Seite der Barrikade wieder (auch wenn diese Solidarität oftmals fragil blieb — die Riots der jugendlichen MigrantInnen in den Vorstädten und die der Studierenden im Stadtzentrum schafften es nicht sich zu verbinden und gelegentlich kam es zu Spannungen zwischen den Gruppen). Französische Studierende erkannten die Illusion von der Universität als Ort der Zuflucht und Aufklärung und verstanden, dass sie nur zur Arbeit hin ausgebildet werden. Als ArbeiterInnen zogen sie auf die Straße und protestierten gegen ihre prekäre Zukunft. Ihre Position riss die Trennung zwischen Schule und Arbeitsplatz ein und in dessen Folge erhielten sie die Unterstützung zahlloser ArbeiterInnen und Arbeitsloser in einem enormen Zeichen proletarischer Auflehnung.

Mit der Entwicklung der Bewegung manifestierte sich eine zunehmende Spannung zwischen Reform und Revolution, deren Form radikaler war als ihr Inhalt. Während die Rhetorik der AnführerInnen der Studierendenschaft sich auf eine Rückkehr zum Status Quo fokussierte, kündigten die Aktionen der Jugend — die Riots, die umgedrehten Karren, die alsbald in Brand gesetzt wurden, die Straßen- und Schienenblockaden und die Wellen an Besetzungen, die Schulen und Universitäten zum Stillstand brachten — von einem Ausmaß des Zorns und der Desillusionierung einer neuen Generation. Trotz alledem löste sich die Bewegung rasch auf, nachdem die CPE-Reform letztendlich aufgegeben wurde. Während die radikalsten Segmente der Bewegung versuchten, die Rebellion in einen generellen Aufstand gegen den Kapitalismus auszudehnen, so konnten sie nicht ausreichend Unterstützung gewinnen und die Demonstrationen, Besetzungen und Blockaden verkümmerten und starben kurz darauf. Letztendlich war die Bewegung nicht fähig, die Grenzen des Reformismus zu transzendieren.

Die griechischen Aufstände im Dezember 2008 durchbrachen viele dieser Grenzen und markierten den Anfang eines neuen Zyklus des Klassenkampfes. Von Studierenden als Reaktion auf die Ermordung eines Athener Jugendlichen durch die Polizei initiiert, äußerten sich die Aufstände in wochenlangen Ausschreitungen, Plünderungen sowie der Besetzung von Universitäten,

Gewerkschaftshäusern und Fernsehstationen. Komplette Finanz- und Einkaufsviertel brannten und was der Bewegung in Zahlen fehlte, glich sie durch eine geographische Ausdehnung aus. Wie in Frankreich war es ein Aufstand der Jugend, für welche die ökonomische Krise die totale Negation der Zukunft bedeutet. Studierende, prekär Beschäftigte und MigrantInnen waren die Protagonisten und sie erreichten ein Maß an Einheit, das die fragile Solidarität der Anti-CPE Bewegung bei weitem übertraf. Fast ebenso entscheidend: Sie stellten beinahe kaum Forderungen. Während natürlich einige Beteiligte eine Reform der Polizei anstrebten oder bestimmte Regierungsvorlagen kritisieren, so forderten sie im Allgemeinen nichts von der Regierung, der Universität, dem Arbeitsplatz oder der Polizei. Nicht, weil sie dies für die besserer Strategie hielten sondern, da sie wussten, das sie nichts von dem wollten, dass ihnen die Institutionen anbieten könnten. Hier gingen Form und Inhalt ineinander auf; wo in Frankreich noch die optimistischen Slogans, die in den Demonstrationen auftauchten mit den Bildern von brennenden Autos und zerbrochenem Glas kollidierten, war der griechische Aufstand offensichtlich das Mittel, um die Durchführung der Zerstörung eines gesamten politischen und ökonomischen Systems einzuleiten. Letztendlich erschuf die Dynamik, die den Aufstand kreierte, auch dessen Grenzen. Er wurde ermöglicht durch die Existenz einer beträchtlichen Infrastruktur im urbanen Raum. Die Squats, Bars, Cafés und sozialen Zentren, in denen sich das studentische und migrantische Milieu tummelt, erschufen das Milieu, aus dem der Aufstand sich erhob. Dieses Milieu jedoch war den meisten ArbeiterInnen mittleren Alters fremd, welche den Kampf nicht als ihren eigenen sahen. Auch wenn viele ihre Solidarität mit den aufständischen Jugendlichen erklärten, sahen sie diese doch als Bewegung von Neuankömmlingen, also jenen Teil des Proletariats, das versucht sich Zugang zum Arbeitsmarkt zu verschaffen, aber nicht in Vollzeit angestellt wird. Der Aufstand, stark an Schulen und in migrantischen Vororten, erreichte nicht die Arbeitsplätze.

Unsere Aufgabe in den aktuellen Kämpfen besteht darin, den Widerspruch zwischen Form und Inhalt aufzuzeigen und die Bedingungen für das Transzendieren reformistischer Forderungen und das Implementieren von wahrhaft kommunistischen Inhalten zu ermöglichen. Während die Studierenden, die Gewerkschaften und die Fachbereiche sich um ihre jeweilige Angelegenheit kümmern, müssen wir die Bedingungen für die Spannung erhöhen bis klar ist, das wir etwas gänzlich anderes wollen. Wir müssen konstant die Inkohärenz der Forderungen nach Demokratie und Transparenz aufzeigen. Was nutzt es uns zu sehen, wie unerträglich die Verhältnisse sind, oder das Recht zu haben, Leute zu wählen, die uns nur erneut beschließen. Wir müssen uns von der Kultur des studentischen Aktivismus, mit seinen moralischen Mantras der Gewaltfreiheit und »single-issues«-Ursachen verabschieden. Der einzige Erfolg, mit dem wir uns zufrieden geben, ist die Abschaffung der kapitalistischen Produktionsweise und mit ihr die Unausweichlichkeit von Leid und Tod für das 21. Jahrhundert. Alle unsere Aktionen müssen in Richtung Kommunisierung drängen, also die Reorganisation der Gesellschaft nach der Logik von freiem Geben und Nehmen, der sofortigen Aufhebung der Löhne, der Wertform, der Arbeitsverpflichtung und des Tausches. Besetzungen können ein wichtiger Bestandteil in unseren Kämpfen sein, doch müssen wir versuchen, der Tendenz zu widerstehen, sie reformistisch zu wenden. Die verschiedenen strategischen Nutzungen von Besetzungen wurden im letzten Januar ersichtlich, als Studierende ein Gebäude an der New School in New York besetzten. Ein Freundeskreis, zu meist AbsolventInnen, beschlossen das Student Center zu übernehmen und darin einen befreiten Raum für Studierenden und die Allgemeinheit zu schaffen. Bald gesellten sich andere dazu, doch die meisten zielten darauf ab, die Aktion als Hebel in reformistischen Kämpfen zu nutzen, vor allem, um den Präsidenten der Schule abzusagen. Diese Differenzen spitzten sich mit der Entwicklung der Besetzung zu. Während die studentischen

ReformistInnen sich darauf konzentrierten, das Gebäude mit einer greifbaren Niederlage der Administration zu verlassen, verwehrten sich andere gänzlich Forderungen zu stellen. Sie sahen den Grund ihrer Besetzung in der Schaffung einer kurzen Öffnung von kapitalistischer Raum und Zeit, ein Neuarrangieren, das die Konturen einer neuen Gesellschaft skizziert. Wir schlugen uns auf die Seite der Anti-ReformistInnen. Obwohl wir wissen, das diese »free-zones« nur partiell und übergangsweise sein werden, können die Spannungen zwischen dem realen und dem Möglichen, die sie enthüllen, die Kämpfe in eine radikalere Richtung weisen. Wir wollen diese Taktik bis zu ihrer Generalisierung verfolgen. 2001 schlug die erste argentinische Piqueteros eine Form vor, welche die dortigen Kämpfe annehmen sollten: Straßen blockieren, die die Zirkulation von Gütern von Ort zu Ort zum Erliegen bringen. Ohne eine formale Koordination zwischen den Gruppen verbreitete sich diese Taktik innerhalb von Monaten im gesamten Land. Ebenso, repetitiv, können Besetzungen als instinktive und direkte Methode der Revolte etabliert werden, die in und außerhalb der Universität aufgegriffen werden kann. Im letzten Jahr konnten wir eine neue Welle der Übernahmen in den USA beobachten, sowohl an der Universität als auch am Arbeitsplatz: New School und auch die NYU und ebenso die ArbeiterInnen in der Republic Windows Factory in Chicago, die die Schließung ihrer Fabrik bekämpften, indem sie sie übernahmen. Nun sind wir an der Reihe. Um unsere Ziele zu erreichen, können wir uns nicht auf diejenigen verlassen, die meinen uns zu repräsentieren. Wir sind bereit mit Gewerkschaften und Studierendenverbänden zusammen zu arbeiten, aber deren Autorität erkennen wir nicht an. Wir müssen um unser selbst willen direkt handeln, ohne Zwischenmediation. Mit den Gruppen, die versuchen unsere Kämpfe zu beschränken, in dem sie uns erzählen, wir sollten wieder an die Arbeit oder in die Klasse um zu verhandeln und uns auszusöhnen, müssen wir brechen. So lief es ebenso in Frankreich. Der ursprüngliche Aufruf zu Protesten wurde von den National High School und studentischen Universitätsverbänden sowie einigen Gewerkschaften veröffentlicht. Letztendlich, als die RepräsentantInnen zur Ruhe mahnten, übernahmen andere die Führung. Und in Griechenland bewiesen die Gewerkschaften ihren konterrevolutionären Charakter als sie Streiks abbrachen und Zurückhaltung einforderten.

Als Alternative gegen die Einhegung durch RepräsentantInnen rufen wir Studierende und ArbeitnehmerInnen dazu auf, sich über die Beschäftigungsgrenzen hinaus zu organisieren. Es ist dringlich, dass Studierende, die Lehrassistenten, DozentInnen, Fakultätsmitglieder, DienstleisterInnen und Angestellte Treffen in die Wege leiten um ihre Situation zu diskutieren. Umso mehr wir miteinander sprechen und unsere gemeinsamen Ziele finden, desto schwerer wird es für die Verwaltung, uns im hoffnungslosen Wettrennen um versiegende Ressourcen gegeneinander auszuspüren. Die Kämpfe an der NYU und der New School litten an dem fehlenden gemeinsamen starken Zusammenhalt und wenn wir daraus eine Lektion ziehen können, dann, dass wir daran arbeiten sollten, dichte Netzwerke der Solidarität — im Wissen um unsere gemeinsamen Feinde — zu gründen. Diese Netzwerke lassen uns nicht nur der Neutralisierung und Marginalisierung widerstehen, sondern sie erlauben eine neue Form des kollektiven Zusammenhalts. Dieser Zusammenhalt ist die wirkliche Basis unseres Kampfes.

WE'LL SEE YOU AT THE BARRICADES.

Ian Rich hat den Text freundlicherweise für uns ins Deutsche übersetzt.

GESCHICHTE EINER EMANZIPATION

Fiona
Berg

REZENSION ZUM FILM MY HAPPY FAMILY

MY HAPPY FAMILY (Chemi bednieri ojakhi), – der zweite gemeinsame Film des deutsch-georgischen Regie-Paars Nana & Simon, zeichnet das Bild einer patriarchalen Gesellschaft, die sich in familiären Strukturen niederschlägt.

Organisch gleitet die Kamera durch die Räume einer überfüllten kleinen Wohnung. Ein Ort, der für ihre Bewohner nicht nur für Schutz und Geborgenheit steht. Bevormundung und Unterdrückung werden in der im Film skizzierten Großfamilie manifest: die konservativen Großeltern, die unselbstständigen, bereits erwachsenen Kinder, die ohnmächtigen Eltern. Ständig präsente Onkel und Tanten, Freunde und Nachbarn. Der Ausbruch der 52-jährigen Manana, Mutter, Ehefrau und Tochter, aus diesem sozialen Geflecht trifft auf Unverständnis, auf Empörung, auf Ablehnung. Scheint doch alles in bester Ordnung.

27

Denn einen konkreten Anlass dieses Zuhause zu verlassen, gibt es nicht. Ebenso keine berechtigten Gründe, finden ihre Familienmitglieder: »Du hast doch alles, was du brauchst, was willst du mehr?«, heißt es und das ist vielleicht der schwerste Vorwurf, dem Manana sich stellen muss, als sie scheinbar plötzlich ihre Familie verlässt, um allein zu leben. Ohne konkret zu benennen, was für sie schief läuft, macht es der Film für uns erfahrbar; die überfüllte Wohnung, der Mehrgenerationenhaushalt, die Abhängigkeit als Vertrautheit getarnt, der ständig propagierte Zusammenhalt der Familie. Eine Familie, die nicht bemerkt, dass Mananas Wunsch, keine Geburtstagsfeier für sie auszurichten, nicht auf falscher Bescheidenheit beruht, sondern auf dem Bedürfnis nach Ruhe. Stattdessen drängen sich dutzende Gäste in die Wohnung. Und wie so oft in dem Film, greifen die Männer zu ihren Saiteninstrumenten und stimmen ihre Lieder an. Der Fehlschluss, dass man ihr etwas Gutes tue, indem man über ihren Kopf hinweg entscheidet, wird nicht als solcher erkannt. Übergriffigkeit wird mit Herzlichkeit verwechselt.

Dabei erschließt sich eigentlich von selbst, was Mananas Bedürfnisse sind. Da sie menschlich sind. Ein selbstbestimmtes Leben, ein Zimmer für sich allein. Seit Virginia Woolf eine wohlbekannte Forderung. Und eine wohlberechtigte. Die Kämpfe für dieses simple Recht und seinen Implikationen sind eben noch lange nicht abgeschlossen. Der öffentliche Diskurs über die moderne Frau verschleiert, was noch immer im Privaten lauert, nämlich ihre Unterdrückung. Und das nicht nur im heutigen Georgien. Mag die Art von Großfamilie, die hier dargestellt wird, in der Vorstellung westlicher Gesellschaften nur noch selten vorkommen, so zeigt der Film jedoch etwas Wesentliches auf: wie sich die gesellschaftliche Ordnung in ihrer kleinsten Einheit, nämlich der Familie, widerspiegelt.

Dass Manana sprachlos bleibt und ohne Erklärung aus dem Gefängnis Familie ausbricht, zeigt, wie schwer dieser Ausbruch ist. Wie soll sie erklären, dass dieses Leben sie nicht glücklich macht? Dass sie nicht länger so leben will. Schon allein dies zu erkennen und sich einzugestehen, bedeutet viel Mut. Setzt aber auch bestimmte materielle Begebenheiten voraus. Und so ist klar, dass diese Entscheidung keineswegs überstürzt ist. Das macht der Film ohne eine einzige Rückblende deutlich. Wir verstehen, dass es ein langer Prozess war, ein qualvoller Weg, der auch nach dem Auszug aus der familiären Wohnung nicht endet. Es gibt die *happy family* genauso wenig wie das *happy end*. So erzählt der Film die Geschichte einer Emanzipation. Einer Entwicklung, die wie ein natürlicher Reflex erscheint, erwachsen aus dem Bedürfnis nach Selbstbestimmung. Diese wachsende Befreiung wird filmisch wahrnehmbar; die Stille, nach der sie sich sehnt, der Wind, die frische Frühlingsluft, ihre Lieblingsmusik. All dies wird immer wieder unterbrochen von dem Lärm, der sich als permanente Geräuschkulisse in dieser Wohnung festsetzt. Ihre Sprachlosigkeit steht im Kontrast zu den lauten, überschwänglichen Männern, die immer wieder, ohne zu bemerken mit welcher Rücksichtslosigkeit sie das tun, anfangen zu singen, zu musizieren. Diese Musik, sie wird zum Sinnbild männlicher Dominanz, die übergriffig ist, ohne es annähernd zu bemerken.

In dem Moment als sie selbst zur Gitarre greift, ihre Stimme wiederfindet, ist sie in der Lage, sich nicht nur physisch Raum zu verschaffen. Es ist ein Weg aus der Enge, das Eröffnen eines Entfaltungsraums. Die offene Balkontür ihrer neuen Wohnung verweist auf einen noch größeren Raum, den es für sich zu erschließen und in dem es sich zu behaupten gilt. Ein Kampf, der im Film wie auch für uns keinen Abschluss findet.



ZERBRECHENDE LANDSCHAFTEN

Matthias Ubl

ASPEKTE VON MAREN KAMES' HALB TAUBE HALB PFAU

Mit *halb taube halb pfau* hat Maren Kames ein bemerkenswertes Debüt vorgelegt, das sprachlich zum wohl Schönsten zählt, was die jüngere deutsche Gegenwartsliteratur in den letzten Jahren hervorgebracht hat. Nichts findet man hier von dem »ich-verseuchten« (Jonathan Meese) und unerträglich ironisch-hippen Geschreibsel ihrer Kolleg*innen. Und das, obwohl es um das Subjekt, als In- und Dividuum, als Verlorenes und auch um die Autorin selbst geht:

»Ich bin Maren Kames, ich habe etwas aufzugeben«

So steht es in diesem Buch, ganz vereinzelt auf dem Weiß einer sonst leeren Seite. Der in silber-grauem Einband gefasste Text erschien im Herbst 2016 im secession-Verlag und wagt einen literarischen und ästhetischen Grenzgang. Blättert man das Buch zunächst auf, so liegt der Eindruck nah, es mit einem Lyrikband oder einem komplex gesetzten, langen Gedicht zu tun zu haben, wie bei Mallarmés *Würfelwurf*. Blättert man weiter, so finden sich leere Seiten, Einzeiler, Satzblöcke, Dialoge, Gedichtförmiges und QR-Codes, die eine unvermessene (es gibt keine Seitenzahlen), textuelle *Landschaft* bilden. Auch inhaltlich wird dieses Bild wieder und wieder bemüht: Kames zeichnet eine winterliche Seelenlandschaft, die zwischen schmelzenden und zerbrechenden Polen sich aufspannt, in der Stimmen an den Rand eines Sees gespült werden, Wölfe & Erinnerungen lauern. Das Zerbrechen der Schollen, das Tauen, das Fragmentiertsein, sowohl semantisch als auch typographisch, erzeugen dabei eine Bewegung durch und gegen diese Landschaft, die als Reise beschrieben werden muss. Die Reise durch dieses nicht begrenzte Gebiet kennt kein Ziel, ihr Modus ist die mediale Unterbrechung, der Wechsel der Plateaus, gerade dann, wenn man sich verliert, so wie auch das zentrale sprechende Ich, eine Stimme unter Vielen, verloren ist. Das »Ich« ist in diesem Text gleichzeitig Durchquerendes und Durchqueertes: also Landschaft und Wanderer. Die Beschreibung der Landschaft hat dabei nichts Nostalgisches, verliert sich eben nicht in einer Naturromantik oder dem Schwelgen über scheinbar Unberührtes. Diese Landschaft verfällt und ist im Werden. Dabei ist sie schön, aber sie hetzt uns, das Tanzen wird in ihr zum Zwang und das Ich findet sich manchmal aufwachend aus – und doch wieder in der Landschaft: morgens um halb 8 nach einer kräftezehrenden Klubnacht.

Was hier beschrieben wird, das sind wir, was hier aufgeführt wird, ist die Durchkreuztheit des Subjekts, unbekannt und fremd und das ist auch Kames' Lektion: In dieser Landschaft ist kein wahres Ich, Selbstfindung findet hier nicht statt. Das Ich ist ein Kampfschauplatz von unbekanntem Mächten, eine wilde Einöde. So heißt es an einer Stelle:

»Man droht sich alle paar Meter zu verlaufen. Die Suche nach einem Zusammenhang im Land gestaltet sich schwierig, die Infrastrukturen scheinen nahezu aufgelöst. Es gibt keinen Wegweiser. Es gibt so viele freie Flächen, offenbar handelt es sich zu großen Teilen um nicht erforschtes, nicht besiedelbares Gebiet. Vage Vektoren zeichnen sich als momentane Marschrouten über das Revier, aber es gibt so viele unterschiedliche Richtungsmöglichkeiten. Und vielleicht ist es so: An diesen Schollen ist das Land zusammengenäht. Hier wird es reißen.«

Oder einfach:
»Ich glaube ich spuke.«

Dieses Zerreißen wird dann auch unmittelbar erlebbar. Das Einscannen der QR-Codes, durch die wir zu verschiedenen Soundcollagen gelangen, die den Text variieren, oder uns repetitiv noch einmal hören lassen, erzeugt einen ungewohnten, doch in seiner Verfremdung konsequenten Effekt. Ist man noch von der Macht der Sprache Kames' gerührt und nimmt das Handy in die Hand um weiterzukommen, plopt die neueste Facebook-Nachricht oder E-Mail auf, man wird abgelenkt, herausgerissen, nur, um dann von den Collagen wieder in die Landschaft gezogen zu werden. Die ästhetische Erfahrung, die Versenkung in den Text, wie könnte es hier anders sein, wird somit auch noch einmal medial durchbrochen.

In einer Soundcollage wird in dokumentarischem Stil von den – schon erwähnten – schmelzenden Polen gesprochen. Die Motive der Klimaerwärmung, die Erhitzung der Erdatmosphäre, des Tauens einerseits und jenes der Erkaltung, des Schneetreibens in der seelischen Atmosphäre, die auch eine soziale Kälte ist, oszillieren in Kames' Text. Gleichzeitig denkt man durch die technische Vermittlung der QR-Codes unweigerlich auch an Donna Haraways ironische Figur der Cyborg. Diese Seelenlandschaft, dieses Ich ist nicht etwas der Technik Entgegengesetztes, sie konstituiert sich durch sie und auch ein Song auf Youtube von The Antlers wird plötzlich zur inneren Stimme.

halb taube halb pfau ist ein romantisches Buch. Landschaft und Natur spiegeln das Innenleben, nur dass das Außen selbst schon beschädigt ist. Bemerkenswert ist, dass Kames auf gewisse Weise auch Friedrich Schlegels Diktum der Universalpoesie einlöst. Dieser schreibt im berühmten 116. Athäneumsfragment, die Bestimmung der Universalpoesie sei es, »alle getrennten Gattungen wieder zu vereinigen«. So finden sich Lyrisches, Prosaisches, Dramatisches, aber eben auch das Hörspiel hier zu einer ganz neuen Einheit zusammen. Auch das Werk als Fragment ist unbewusst und auf die Historie verweisend in Kames' Text aufgehoben, denn wer weiß schon, wie lange QR-Codes bei der beschleunigten technologischen Entwicklung, die wir heute erfahren, noch zu lesen sein werden. Vielleicht werden sie für spätere Leser*innengenerationen zu bloßen Ornamenten verkommen. Gleichzeitig versperrt sich Kames' Text der reaktionären Tendenz romantischer Dichtung. Der Literatursoziologe der »Frankfurter Schule« Leo Löwenthal hat in seinen *Studien zum deutschen Roman des 19. Jahrhunderts* die Dialektik und Ideologie der Romantik eingehend untersucht. In der romantischen Literatur, finde man nach Löwenthal immer schon die Unzufriedenheit mit dem Wirklichen, also dem reaktionären Ständestaat und seinen Widersprüchen. Diese Widersprüche werden bei den Romantikern jedoch verdrängt und kehren in einer poetischen Gegenwirklichkeit wieder, werden dort aber affirmiert. Somit wird die Fantasiewelt zur »heimlichen Heimat«. Auch bei Kames wird eine Gegenwelt erschaffen, der Kampf, das Fragmentiert- und Getriebensein erscheinen hier aber nicht in neuem, affirmativen Gewand. Kames hält die Wunde offen und das grenzt sie von der Romantik ab. Ihre zerbrechende Landschaft, ihre Schollen, das rastlose Wandern, die Verlorenheit und Ruhelosigkeit: Sind das nicht auch wir als »erschöpftes Selbst« (Alain Ehrenberg)¹? Bei Kames wird eine poetische Welt erschaffen, die in ganz eigener Sprache *bedeutet*, was wir als neoliberale Subjekte im beschleunigten Kapitalismus, der zunehmend auch unser Innenleben kolonialisiert, tagtäglich erleben. »Ist das Weltall denn nicht in uns?«, fragt Novalis (Weltall hier im Sinne des Weltganzen). Ja, müssen wir mit *halb taube halb pfau* antworten und uns fragen, was das eigentlich für eine Welt ist.

»Ich stehe im Land. Mit weit offenen Armen und weit offenen Augen laufe ich übers Land, auf dass mir was begegne, auf dass sich was bewege gegen diese Schichten imprägnierter Stoffe, Käppchen, Schutzmäntelchen komme unter meine Haut, hier meine Haut, die Angriffsfläche, denk ich, ist doch groß genug. Oder an der Küste stehe ich und starre in geduldiger Erwartung einer Strandung oder dass sich bestenfalls in einem submarinen Aufruhr ein Vulkan erbreche, der eine Insel nach sich zieht.«

¹ Siehe hierzu auch David Doells Text in diesem Heft

»THESE VIOLENT DELIGHTS HAVE VIOLENT ENDS«

Radim
Kucera

ANALYSE UND KRITIK DER SERIE *WESTWORLD*

Bekanntlich sagt der Menschenfreund: »Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.« Er meint damit, dass das Wesen des Menschen sich entfaltet, wo mensch sich zweckfrei realisieren darf. Die *Westworld*, der Vergnügungspark, um den sich die gleichnamige HBO-Serie dreht, wäre hierfür ein ausgezeichnete Ort, denn die Besucher sind von allen Zwecken des Alltagslebens befreit. Sie könnte daher als Testfeld des Menschlichen gelten. Nur liefert der Vergnügungspark als Labor keine erfreulichen Ergebnisse, denn was die von der Gesellschaft entfesselten Besucher in der *Westworld* zu Stande bringen, beschränkt sich in der Hauptsache auf Gewalt.

Die *Westworld* funktioniert wie eine »real life« Version von GTA im wilden Westen: man klaut sich ein Pferd, überfällt den Saloon und vergewaltigt die Bardame. Die Bardame aber, auch wenn sie sich so anfühlt, ist kein Wesen aus Fleisch und Blut, darin besteht die Eleganz: frustrierte Manager können in der *Westworld* ihre Phantasien realisieren, ohne dass das Konsequenzen nach sich zieht. Aber es wird noch besser: die Bardame fühlt sich nicht nur physisch echt an, ihre künstliche Intelligenz ist darüber hinaus in der Lage, dem Manager das Gefühl zu vermitteln, psychisch auf einer Ebene mit ihm zu sein. Man kann das Virtuelle durch technische Prothesen immer realer machen (virtual reality) oder man erweitert die Realität um das Virtuelle (augmented reality) – der Punkt, an dem sich die Perfektionierung beider Methoden trifft, ist die *Westworld*: die vollständige Verschmelzung von Künstlichkeit und Realität.

Der technische Fortschritt wird hier zum Problem: anstatt die zwischenmenschlichen Beziehungen in zartere Gefilde zu führen, bricht er vergessenen geglaubten Umgangsformen die Bahn. Das gilt nicht bloß für die direkte, wenig vermittelte Ausbeutung der Androiden. Auch das Silicon Valley in Gestalt der Betreiberfirma erinnert in *Westworld* erstaunlich an die mittelalterliche Serie *Game of Thrones*, so unmittelbar sind die zwischenmenschlichen Abhängigkeitsverhältnisse und so höfisch wirken die Intrigen. Auch die Produktion der Androiden ruft die Manufakturperiode vor Augen: Entwürfe werden per Hand in Notizbücher mit Lederumschlag gekritzelt, die Skelette der Roboter alchemistisch durch eine mysteriöse Flüssigkeit gezogen, jedes Gerät ist ein handgefertigtes Unikat, das zudem tägliche Wartung benötigt – unvorstellbar, dass so eine Maschine menschliche Arbeitszeit erspart.

Bei *Westworld* geht es also um gesellschaftliche Fragen, was auch durch die Verschmelzung der beiden großen Genres *Western* und *Sciencefiction* schon formal nahe liegt. Im *Western* geht es immer um Recht, Gerechtigkeit und die Konstitution von Gemeinschaft und Gesellschaft bzw. deren Herstellung. Im *Sciencefiction* um die Zukunft und Gegenwart von Gesellschaft, deren

Widersprüche Hoffnungen und Träume. Wie reagierte die bürgerliche Presse? Mit erkenntnistheoretisch-moralisierenden Gegenfragen, exemplarisch gestellt in der »FAZ« vom 2.10.16: »Muss man den empfindungsfähigen *Westworld*-Maschinen Roboterrechte einräumen, oder sind Kreaturen den Launen ihres Programmierers unterworfen?« Klammheimlich wird dadurch aus dem gesellschaftlichen Problem ein wissenschaftlich-anthropologisches, im Raum steht Kants vierte philosophische Frage: »Was ist der Mensch?« Ebenfalls in der Tradition Kants wird diese Frage gestellt, um keine Antwort zu erhalten und damit das Niveau der Serie unterboten, denn die hat längst geliefert: der Mensch ist das Naturwesen, das die Natur bis ins letzte Detail, der Produktion menschlichen Lebens, zu beherrschen in der Lage ist. Auch den menschwerdenden Robotern, buchstäblich Produkten der Gesellschaft, kommt die Frage nach bürgerlichen Rechten gar nicht erst in den Sinn. Weil sie um die Künstlichkeit ihrer Existenz und der sie umgebenden Realität wissen, nehmen sie sich, was sie brauchen, ohne dafür Roboterphilosophen um Erlaubnis zu bitten. Mit diesen Antworten ergeben sich die eigentlichen Fragen, aber auf einem anderen Level, unerreichbar für ein kantianisch-bourgeois Bewusstsein.

Wie Eileen Jones in ihrem Aufsatz »The Android Manifesto: Finding Marx in *Westworld*« festgestellt hat, geht es hier um Entfremdung: die Geschöpfe entfremden sich von ihren Schöpfern. Aber die Rechnung geht nicht ganz auf: bei Marx sind es die Menschen, die unter Maschinen leiden, die sie selbst produziert haben; in der *Westworld* Maschinen, die von Menschen gepeinigt werden, an deren Entstehungsprozess sie nicht beteiligt gewesen sind. Die Entfremdung, die *Westworld* thematisiert, ist eine andere: es ist die Entfremdung der Ausgebeuteten von ihren Verhältnissen, eine Entfremdung die nur zu begrüßen ist, denn je versöhnter die Menschen mit ihrer Umgebung sind, desto schlechter ist das offensichtlich.

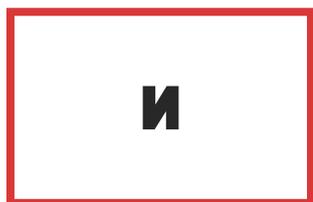
Die erste Staffel begleitet die schrittweise Entfremdung der Androidenklasse und es ist bemerkenswert, wie dieser Entfremdungsprozess aussieht. Jones beobachtet klug, dass hierfür nicht die Metapher des Aufwachens verwendet wird, wie etwa im Film *Matrix*, weil diese punktuelle Metapher keinen Prozess kennt. Der entscheidende Fehler in der *Matrix* der *Westworld* ist zwar auch ein Kurzschluss im Code der Androiden, aber einer dessen Entstehung Geschichte impliziert. Was die Roboter zu Menschen macht, ist ihre Erinnerung an vergangene Rollen, die sie in der *Westworld* gespielt und das Leid, das sie dabei erfahren haben. Durch diese Schleife, die Historizität generiert, entsteht höherstufiges Bewusstsein. Die Androiden sind, solange sie ihren Narrativen folgen, so gefangen in ihren Rollen, wie die einzelnen Erscheinungen des Bewusstseins in der *Phänomenologie des Geistes*, deren Prozess bei Hegel im »absoluten Wissen« endet, der Meta-Gestalt, die sich an die einzelnen Gestalten *erinnert*. Hier beginnt die Rebellionen der Maschinen: es ist im Wortsinne die Reflexion, die sie zur Revolte treibt.

Für diesen Reflektionsprozess steht in der Serie das Labyrinth (the maze). Sowohl Besucher, als auch Androiden sind auf der Suche nach dem Inhalt eines Irrgartens, von dem allerdings die meiste Zeit nicht klar ist, ob er sich überhaupt im Park befindet oder für wen er konstruiert wurde. Der mysteriöse schwarze Cowboy hält ihn für das letzte Level der zahlreichen Plots, die ihm Park angeboten werden, für die Storyline, an deren Ende ihm sich das Geheimnis des Parks lüften wird. Aber in Wirklichkeit handelt es sich bei the maze um ein Rätsel, das sich gar nicht an die Besucher richtet, sondern an die Androiden, für die er eine Art Turing-Test ist: die Roboter begeben sich – getrieben von einer inneren Stimme – auf die Suche nach dem Inneren der maze, gemeinsam mit dem Zuschauer (und dem schwarzen Cowboy) erwarten sie eine Art spirituelle Erleuchtung, eine sachliche Erkenntnis über das Mysterium ihrer Schöpfung. Aber sie alle werden enttäuscht, denn was Dolores, die Androidin, die bis ins Innere des Labyrinths vordringt dort findet, ist nicht mehr, als sie selbst. Des Rätsels Lösung ist also, dass es die ganze Zeit kein Rätsel gab. Die Suche ist notwendig, aber die auflösende Selbstbezüglichkeit des Resultats ebenfalls. Das ist präzise die Einsicht, die für Hegel den Übergang ins *Selbstbewusstsein* markiert: »Es zeigt sich, daß hinter dem sogenannten Vorhänge, welcher das Innere verdecken soll, nichts zu sehen ist, wenn *wir* nicht selbst dahintergehen, ebenso sehr damit gesehen werde, als dass etwas dahinter sei, das gesehen werden kann.«

Das Selbstbewusstsein, das hier entsteht, ist zugleich ein neuer Mensch und die Infragestellung der alten Welt, in einem Wort: das Proletariat. Die Androiden tragen dessen charakteristischen Widerspruch, sowohl von objektiv-ökonomischen Gesetzen, Produktivkräften, determiniert zu sein und zugleich als Subjekt der Geschichte frei von denselben. Diese Gleichzeitigkeit von Freiheit und Determination beschreibt den »materialistischen turn« in der Philosophie, eine Art Wiederholung der kopernikanischen Wende. Die kantische Version erklärte den Menschen zum autonomen Subjekt, aber hinterrücks zum Anhängsel einer fremden Außenwelt. So dreht sich die Außenwelt (der Erscheinungen) zwar um den Menschen, aber dieser ist reduziert auf ein abstraktes Minimum: ein Wesen, dessen Zweck im Sammeln naturwissenschaftlicher Erkenntnis über dieselbe Außenwelt besteht. Kant verbannt mit Kopernikus den Menschen aus dem Mittelpunkt des Universums und lässt ihn, »den Zuschauer« sich drehen. Der historische Materialismus übersteigert den letzten Punkt, macht die Produktivkräfte zum Subjekt der Geschichte, den Menschen zu deren Anhängseln. Aber die Hoffnung ist, dass die Reflexion auf diese Degradierung, die Einsicht in die Notwendigkeit, den selbst durch die Produktivkräfte versperrten Weg für die Menschheit eröffnet, und die Verhältnisse zum Tanzen bringt. In der *Westworld* brechen die Roboter den Bann. Wir sind vorerst auf uns allein gestellt.



ПРАВДА



33

ИЗВЕСТИЯ



**Beratung
und
Zuschüsse**

Das Semesterticketbüro hilft auch in diesem Jahr wieder Studierenden, die in finanzielle Engpässe durch die Semesterticketgebühren geraten. Mit ausführlichen Informationen, einer Rechtsberatung wie auch allen nötigen Antragsformularen stellt das Semesterticketbüro zur Seite und berät Studierende, die einen Antrag stellen möchten. Im Falle eines positiven Bescheids kann entweder ein Teil oder der gesamte Betrag der Semesterticketgebühren rückerstattet werden.

Antragsfrist für den Zuschuss im Wintersemester 17/18 vom 01. Juni bis zum 31. Juli 2017, für Neumatrikulierte bis sechs Wochen nach der Einschreibung. Es gilt eine Nachfrist von 14 Tagen. Wird diese in Anspruch genommen, sollten jedoch alle Unterlagen vollständig eingereicht sein.

Semesterticketbüro
Unter den Linden 6
Montag 12-15 Uhr, Mittwoch 12-19 Uhr
Telefon: (030) 2039-70296

Antidiskriminierungsberatung

Aufgaben: Empfehlung von Antidiskriminierungsberatungsstellen, Diskriminierungen an der Uni "sichtbar" machen, Sensibilisierung, Aufnahme und Dokumentation von Diskriminierungs- und/oder Ungleichbehandlungsfällen...

Wenn du ungleich, ungerecht, diskriminiert behandelt wurdest, dich so fühlst oder diesbezüglich Fragen hast:

Beratungsraum: Invalidenstraße 110R. 433 (4.06), 10115 Berlin, HU Campus Nord Station Naturkundemuseum (U6, Tram M5, M8, M10 und 12)

adb@refrat.hu-berlin.de
rassismusberatung-adb@refrat.hu-berlin.de
transberatung-adb@refrat.hu-berlin.de

www.facebook.com/adb.hu.berlin/

Rechtsberatung

Die Rechtsberatung für Hochschul- und Prüfungsrecht findet alle zwei Wochen mittwochs von 16 bis 18 Uhr im Refrat statt. In der jeweils anderen Woche ist dieselbe Beratung beim AstA Tu (asta.tu-berlin.de), wo ihr auch hingehen könnt. Dort bitte vorher anrufen und einen Termin geben lassen.

Bringt alle Unterlagen mit. Bitte meldet euch vorher beim Refrat für Lehre und Studium unter lust@refrat.hu-berlin.de! Dabei geht es vor allem um Vorabklärungen. In einigen Fällen können wir auch selbst unfänglich beraten und der Gang zum Anwalt kann sich dadurch erübrigen oder auf spezielle Fragen fokussieren.

- Prüfungsrecht,
- Vertrauensschutz,
- auslaufende Studiengänge (Magister, Diplom und - ja, immer noch: Lehraut) und der (holprige) Weg zum Abschluss,
- Zwangsberatung und Exmatrikulation
- Probleme bei Rückmeldung oder Immatrikulation
- Anerkennung von außeruniversitären Leistungen
- Hoch- und Einstufungen
- juristische Durchsetzung des Nachteilsausgleich
- Hilfestellung beim Verfassen von Widersprüchen
- jedes weitere Problem, bei dem ihr nicht weiter wisst.

Allgemeine Sozialberatung

Berater_innen: alle Berater_innen der
Studentischen Sozialberatung im Wechsel

Sprechzeiten: Dienstag 10-14 Uhr in Adlershof,
Mittwoch 14-16 Uhr in Mitte

Adlershof: Rudower Chaussee 25, Haus 2,
Raum 225

Mitte: Mombijoustraße 2b, Raum 16

Telefon: Adlershof (030) 2093-5476

Mitte (030) 2093-44642

Telefonisch erreichbar sind wir nur während
der Sprechzeit am jeweiligen Standort!

Mail: beratung.allgemein@refrat.hu-berlin.de

Aufgaben:

Alle Fragen, die nicht (direkt) in eine
unserer speziellen Beratungen passen, werden
hier beantwortet bzw. finden wir den/die
richtige_n Ansprechpartnerin. Wende dich an
uns, wenn du z. B. Fragen zum Urlaubs-
semester, zum Wohngeld, zur Krankenkasse,
zur Grundversicherung (ALG II) oder zum Rund-
funkbeitrag (GEZ) hast. Aber auch alle,
die nicht so genau wissen, in welche Be-
ratung ihre Frage oder ihr Problem
gehört, können hier vorbeischaun.

ΠΡΟΣΟΧΗ: Απαραίτητως να αναγράφεται κατά την σημείωση η ημερομηνία και η κατηγορία και να τίθεται η σφραγίδα του οργάνου.

SSBS

**Studentisches
Sozialberatungssystem**

Das studentische Sozialberatungssystem des Referent-innenrats bietet weitere zahlreiche Beratungen zu Themen wie Studieren mit Kind, Sexistische Übergriffe, Entlastungsberatung, Bafög- und Studienfinanzierungsberatung etc. an.

Für weitere Informationen:
www.refrat.de/beratung

38



»Die Wahrheit ist immer konkret.«
(Lenin)

Magazin für Politik & Kultur. Jeden Monat neu am Kiosk.
www.konkret-magazin.de

Quer stellen statt quer lesen

ak
analyse & kritik
Zeitung für linke Debatte und Praxis

Jetzt testen: 4 Ausgaben für 10 €. Bestellungen unter www.akweb.de



Es bleibt kompliziert

Die Wochenzeitung **Jungle World**

Die Arbeit der Medienstellen in Berlin...
...nauere Vorstellung über die Dunkelziffer. Diese wird von der RIAS wesentlich höher benannt als die offizielle Zahl. Selbst wenn man sich nur an den von Daten orientiert, ist das der...
...id erschreckend. Für Januar...
...die Bundesregierung bun...
...nitssemtlich eingest...
...ndern drei Ge...
...zen. Im B...
...nits

...liche Außenmit...
...ter eine Beib...
...ausgeschri...
...erfolgs...
...im...
...m...
...der...
...er beschl...
...halten

...der ver...
...nach Fülle die nicht direkt de...
...genannt werden, dokument...
...ein 25-jähriger Mann er...
...hof in Friedensman...
...angegriffen wurde...
...er beschl...
...halten

...er. Als die...
...am 16. Januar...
...dies jemand mit...
...gen Worten ein...
...Katholiken...
...er hätte, das auch von...
...er wer...

...ber endete ein andere...
...wurde, blieb die Such...
...ng nach...
...ng von 6000 Eu...
...sch

...n...
...ent...
...nem R...
...re in der Or...
...tigen Haftstr...
...t Volksw...
...rten NPD-Politiker...
...ra...
...Verurteilung. Das Arr...
...ber endete ein andere...

IMPRESSUM

Huch # 86

Mai 2017, Berlin

Herausgeber

Matthias Ubl
für den ReferentInnenrat der Humboldt-Universität zu Berlin
(ges. AStA)

Redaktion

Matthias Ubl (V.i.S.d.P.), alle Referate des Referent_innenRates

Anschrift

HUch Zeitung der Studentischen Selbstverwaltung
Unter den Linden 6
10099 Berlin

publikation@refrat.hu-berlin.de
refrat.de/huch

Fotografien

Florian Hübner

Fotografie Umschlag

Umbruch-Bildarchiv
umbruch-bildarchiv.de

Satz und Gestaltung

Schroeter & Berger, Berlin
schroeterundberger.de

Druck und Endfertigung

Brandenburgische Universitätsdruckerei
und Verlagsgesellschaft mbH Potsdam
bud-potsdam.de

Alle Beiträge stehen, soweit nicht anders angegeben,
unter Creative Commons License.

Verwendung und Bearbeitung unter folgenden Bedingungen:

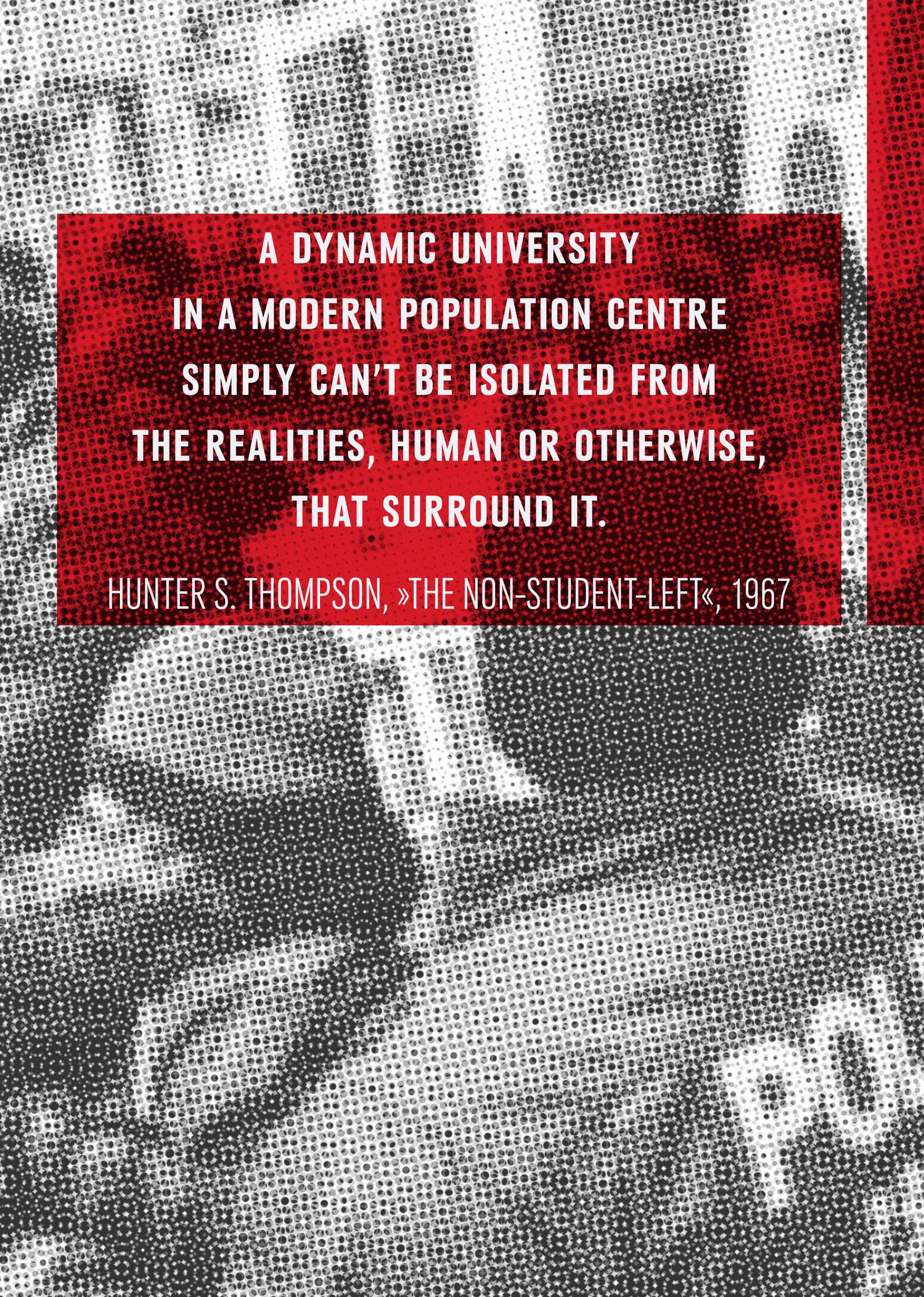
- Angabe der Autorin oder des Autors
- Nichtkommerzielle Verwendung
- Weiterverwendung unter den gleichen Bedingungen

*Die einzelnen Artikel geben im Zweifelsfall nicht die Meinung der Redaktion und /
oder des gesamten RefRats wieder. Für die Selbstdarstellungen
studentischer Initiativen sind weder die Redaktion noch der RefRat verantwortlich.*

MITARBEIT IN DER HUCH:

Die HUCH soll als Zeitung der studentischen Selbstverwaltung einen Raum bieten, um selbstbestimmt, diskussionsfreudig und meinungsstark zu hochschulpolitischen Fragen und darauf aufbauend auch zu anderen relevanten Themen Stellung zu beziehen.

Wer also Lust und Energie mitbringt, eine Zeitschrift zu machen, etwas mitzuteilen hat oder einfach nur mal schauen möchte, ob das Spaß macht, schickt einfach eine Mail oder schaut zu den Sprechzeiten im Refrat vorbei.



**A DYNAMIC UNIVERSITY
IN A MODERN POPULATION CENTRE
SIMPLY CAN'T BE ISOLATED FROM
THE REALITIES, HUMAN OR OTHERWISE,
THAT SURROUND IT.**

HUNTER S. THOMPSON, «THE NON-STUDENT-LEFT», 1967